23/1988 PREIS 0,80 M
DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

...und der Kaiser machte sich davon

Im November 1918 drehten die Matrosen Seiner Majestät die Gewehre um

Geschichte
Eine unvollendete Revolution **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Chips am Fließband **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Das bestaunte Comeback von Olympia '88: Wladimir Salnikow **Seite 16**

Zusammenarbeit
TAKRAF-Bagger in Kasachstan **Seite 20**

Bildbericht
Obdachlose in den USA **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoirenserie
Erinnerungen von Heinz Felfe **Seite 26**

Das Thoraband:
Gedanken anläßlich einer Ausstellung **Seite 28**

Literatur
Der Moskauer Schriftsteller Wladimir Makanin **Seite 30**

Erzählung
Karl Čapek: „Der Dichter" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Bildnotiz
Plädoyer für Kamelmilch **Seite 43**

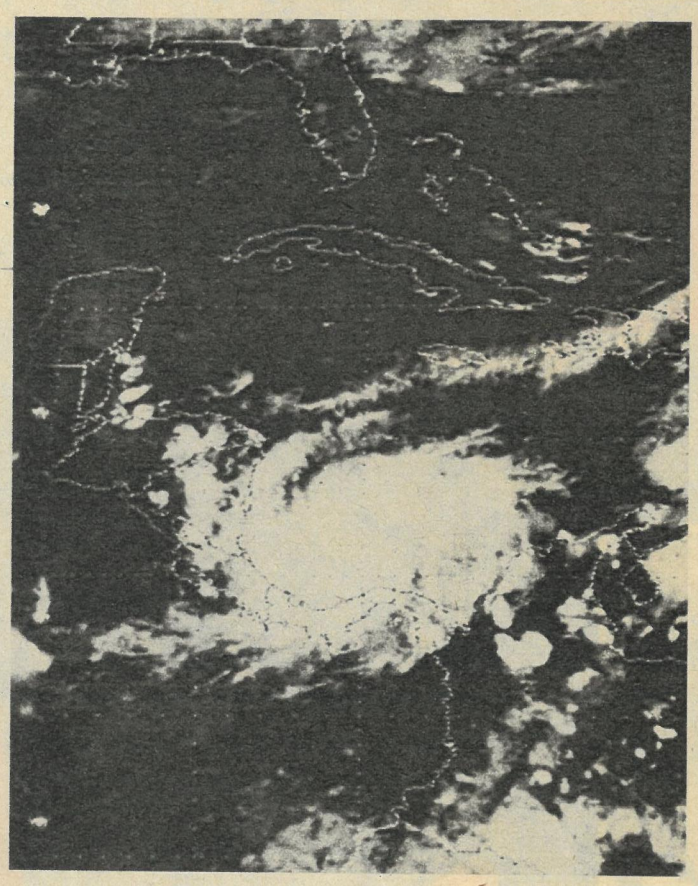
Leserforum **Seite 44**

Afghanistan aktuell
Reportage aus einer sowjetischen Einheit, die sich dem barbarischen Raketenbeschuß Kabuls entgegenstellt **Seite 46**

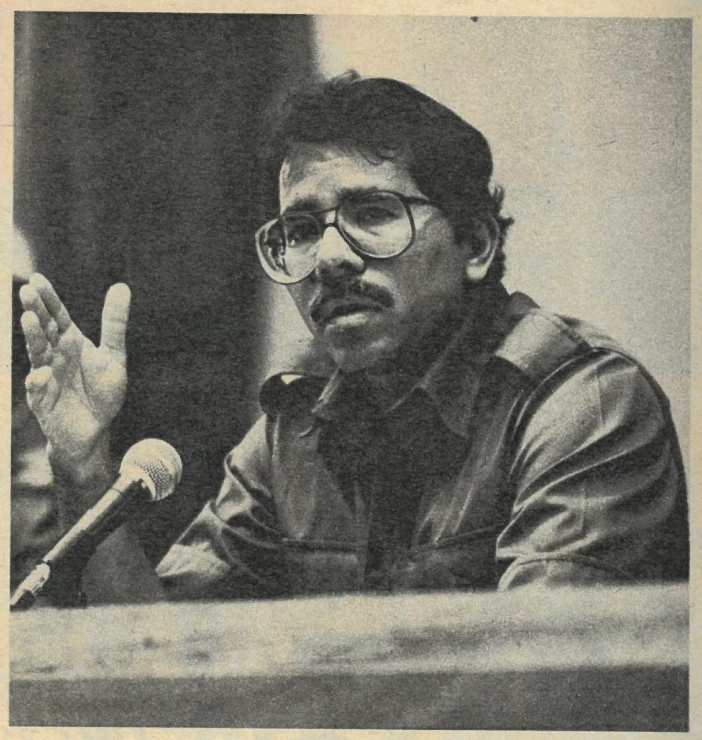
Wirtschaft
Besuch bei einer Rigaer Baukooperative **Seite 50**

Titelfoto:
Den Titel fotografierte Detlev Steinberg. Das historische Foto zeigt Karl Liebknecht auf einer Kundgebung 1918

Redaktionsschluß für dieses Heft: **31. 10. 1988**

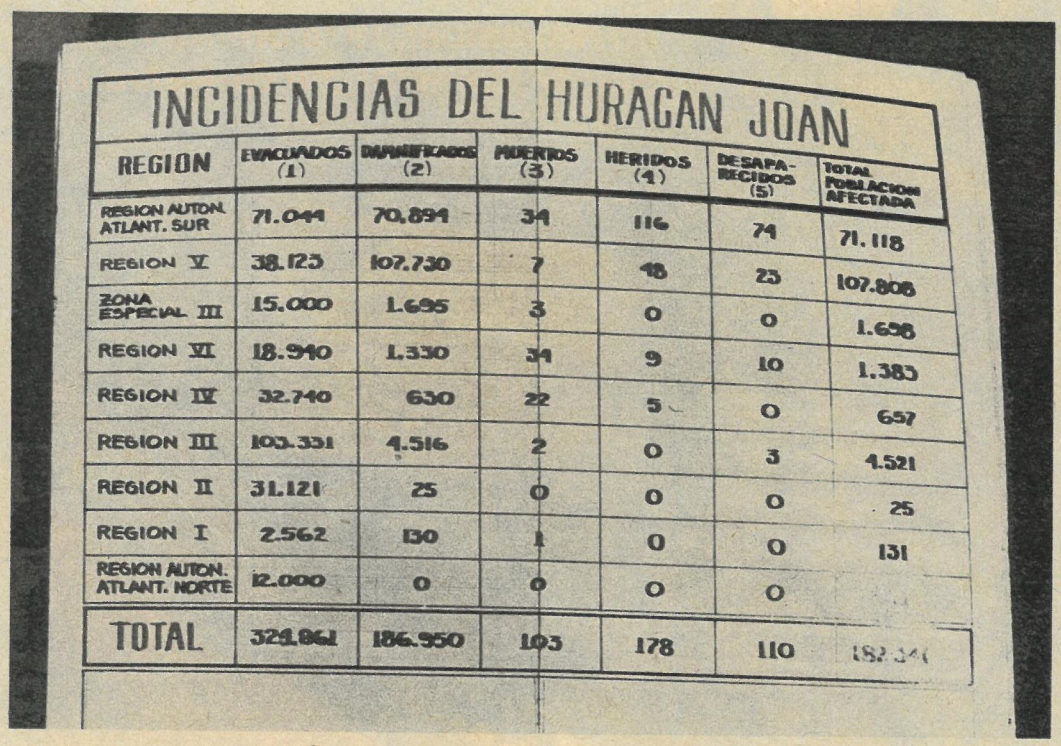


FREIE WELT-Reporter Detlev Steinberg (Fotos) und Helmut Zemke (Text) berichten exklusiv aus Managua:



„Junto podemos!"

Als der tropische Wirbelsturm „Joan" am 20. Oktober die Atlantikküste Nikaraguas erreicht hatte (Satellitenaufnahme oben), war schon endgültig klar, daß die Naturkatastrophe gewaltige Ausmaße haben würde. Binnen weniger Stunden wurde dann auch vieles von dem, was das Land in den neun Jahren seit der siegreichen Revolution aus eigener Kraft und dank internationaler Solidarität geschaffen hatte, vernichtet.



INCIDENCIAS DEL HURACAN JOAN

REGION	EVACUADOS (1)	DAMNIFICADOS (2)	MUERTOS (3)	HERIDOS (4)	DESAPARECIDOS (5)	TOTAL POBLACION AFECTADA
REGION AUTON. ATLANT. SUR	71.044	70.894	34	116	74	71.118
REGION V	38.125	107.730	7	48	23	107.808
ZONA ESPECIAL III	15.000	1.695	3	0	0	1.698
REGION VI	18.940	1.330	34	9	10	1.383
REGION IV	32.740	630	22	5	0	657
REGION III	103.331	4.516	2	0	3	4.521
REGION II	31.121	25	0	0	0	25
REGION I	2.562	130	1	0	0	131
REGION AUTON. ATLANT. NORTE	12.000	0	0	0	0	
TOTAL	324.861	186.950	103	178	110	182.34(

Wir sprachen mit der Familie Hernandez aus dem Dorf Los Sabalos im Atlantik-Gebiet Rama (Foto rechts). Sie ist nicht ganz vollständig, denn die Mutter bringt hier, in einem Krankenhaus von Managua, zur Stunde ihr sechstes Kind zur Welt. In liebevoller Fürsorge von Capitain Auxiliodora Cruz warten diese Kinder auf ihre Mutter, um dann mit ihr in einem Evakuierungscamp in Granada zu leben. Sie gehören zu den 35 000 durch „Joan" obdachlos gewordenen Bewohnern des Gebietes Rama, das zu den am schwersten betroffenen der Atlantikregion zählt. Rechtzeitig, durch vorsorgende Maßnahmen der sandinistischen Regierung in Sicherheit gebracht, fiebern diese Menschen dem Tag entgegen, an dem sie in ihre Heimat zurückkehren können. Das wird nicht allzu bald sein, denn die Zerstörungen in dieser Region haben ein Ausmaß angenommen, das langwierige Anstrengungen des ganzen ohnehin aus tausend Wunden blutenden Landes erfordert. In einer Pressekonferenz am 28. Oktober in Managua gab Präsident Daniel Ortega (Foto oben Mitte) den Vertretern der internationalen Presse und der Medien einen ausführlichen Bericht über den Verlauf und die katastrophalen Auswirkungen dieser, wie er sagte, nationalen Tragödie. Eine Tabelle (Foto links) zeigte eine erste Bilanz der Opfer und Betroffenen. Schon bevor der Hurrikan die Atlantikküste erreichte, begaben sich Ortega und weitere Mitglieder der Nationalen Leitung der FSLN in das be-

troffene Gebiet, um umfangreiche Vorsorgemaßnahmen einzuleiten. Sie bestanden hauptsächlich in einer sofortigen Evakuierung der Bevölkerung. Dieser Umsicht ist es zu verdanken, daß sich die Anzahl der Todesopfer im Vergleich zu anderen Katastrophen – wie beispielsweise dem Erdbeben von 1972 in Managua – in Grenzen hielt. In der Mosquito-Region allein wurden 80 000 Menschen vor dem Wirbelsturm und den nachfolgenden Überflutungen in Sicherheit gebracht. Im ganzen Land mußten 325 000 Personen evakuiert werden, 181 000 waren ohne Obdach und wurden in öffentlichen Gebäuden, in Schulen, Kirchen und Lagern provisorisch untergebracht. Noch immer sind es 60 000. Präsident Ortega richtete erneut einen Aufruf an die Weltöffentlichkeit, dem Volk von Nikaragua beizustehen, vor allem mit Lebensmitteln und Medikamenten. Viele Länder haben bereits Hilfe geleistet. Noch am Abend des Unglückstages hatte Fidel Castro persönlich Commandante Ortega Soforthilfe zugesagt. Zwischen Havanna und Bluefields wurde eine Luftbrücke eingerichtet. Zu den ersten Solidaritätssendungen gehören auch Flugzeug- und Schiffsladungen aus der DDR und aus der Sowjetunion mit Hilfsgütern für die Obdachlosen. 2050 Tonnen Nahrungsmittel insgesamt ermöglichten eine schnelle Versorgung der Opfer. Im Namen des nikaraguanischen Volkes sprach Präsident Ortega den an der weltweiten Hilfsaktion beteiligten Ländern und Organisationen seinen Dank aus.

Zur gleichen Zeit, da die Welt tätigen Anteil nimmt, stellte Ortega fest, begann die Konterrevolution mit neuen Angriffsoperationen gegen Nikaragua. Ermuntert durch weitere Waffenlieferungen der USA an die Contras versuchten diese, eine großangelegte Offensive zu entfalten. Dreitausend schwerbewaffnete Söldner sollen von Honduras aus ins Land einfallen, um die Normalisierung der Lage zu verhindern. Indessen habe sich gezeigt, so Ortega, daß das Volk von Nikaragua immer wieder die Kraft findet, mit den Schwierigkeiten und tödlichen Gefahren fertigzuwerden. „Junto podemos! Gemeinsam schaffen wir's!" – Die Losung des nikaraguanischen Roten Kreuzes für eine landesweite Sammelaktion geht inzwischen um die ganze Welt...

Zusatzfoto: Zentrale Wetterdienststelle Potsdam

Berlin, Unter den Linden. Die Universität, die Staatsbibliothek, Friedrichs Reiterdenkmal. Zwei Fotografen auf demselben Standort. Zwei Momente im Strom der Zeit, dazwischen sieben Jahrzehnte deutscher Geschichte. Arbeiter und Soldaten verladen ein Maschinengewehr. Spaziergänger, Studenten, parkende Autos. Revolution 1918 und Alltag 1988.
Ein Beitrag von Jürgen Jessel

Als die

Stunde schlug

Als die Stunde schlug

Hat der General Ludendorff, des Kaiserreichs heimlicher Diktator, nicht schon einmal falsch geschworen: sechs Monate U-Boot-Krieg und England kapituliert? Aber jetzt die entscheidende Schlacht, 750 000 Mann und 6000 Kanonen, morgen Paris in der Hand, übermorgen den Endsieg. Und wenn es mißlingt? „Dann muß Deutschland eben zugrunde gehen." Ludendorff, Frühjahr 1918.

Eine dunkle Menschenmenge, Arbeiter zumeist, vor der sowjetrussischen Botschaft Unter den Linden. Handwerker reißen die Zarenadler herunter. Schweigend schaut die Menge zu. Über dem Dach steigt die rote Fahne auf, die Arbeiter ziehen ihre Mützen. Frühjahr 1918.

Wilhelm, der Kaiser, auf hohem Roß: „Wenn ein englischer Parlamentär kommt, um den Frieden zu erbitten, muß er zuerst vor der Kaiserstandarte knien." Es kommt aber kein englischer Parlamentär. In Deutschland, sagt Lenin, wächst „eine ungeheure revolutionäre Kraft..., die mit eiserner Notwendigkeit in Erscheinung treten muß". Sommer 1918.

Ende September schreit Ludendorff nach dem Waffenstillstand, sofort, auf der Stelle, in den nächsten 24 Stunden: „Ich will meine Armee retten." Wofür?

Immer noch im Zuchthaus Luckau Karl Liebknecht, die Hände gebunden, der Kopf arbeitet. „Es munkelt von Erwachen an der Front... Diese beste Stunde nicht verpassen... Verdammte Ohnmacht. Ich stoße an die Wände." Am 23. Oktober wird Liebknecht entlassen. „Wir müssen zur Tat schreiten. Keine Zeit zu verlieren."

Die „Prawda" im Überschwang der Gefühle: „Karl Liebknecht – das ist der deutsche Lenin!" Traum und Hoffnung: die Weltrevolution zum Greifen nah. Aber Liebknecht kann nicht der deutsche Lenin werden, dafür ist es schon zu spät. Lenin selbst sieht die Dinge nüchtern: „Das größte Unglück und die größte Gefahr für Europa besteht darin, daß es dort keine revolutionäre Partei gibt." Geschrieben 4 Wochen vor der deutschen Revolution.

Leipziger Straße in Berlin: Die Revolution marschiert (links oben).

November 1918 in Berlin: Vom Balkon des kaiserlichen Schlosses (im Hintergrund) hat Karl Liebknecht die sozialistische Republik ausgerufen. Der Redner auf dem Sanitätsauto ist, nach neuesten Ermittlungen des Museums für Deutsche Geschichte, Wilhelm Pieck (links).

Marktplatz in Freiberg: Soldatenversammlung damals, ein Herbsttag siebzig Jahre danach (rechts).

Als die Stunde schlug

Von Ebert gerufen: die Konterrevolution sorgt für „Ruhe und Ordnung".

Gefangener Arbeiter: Viele wurden an die nächste Wand gestellt.

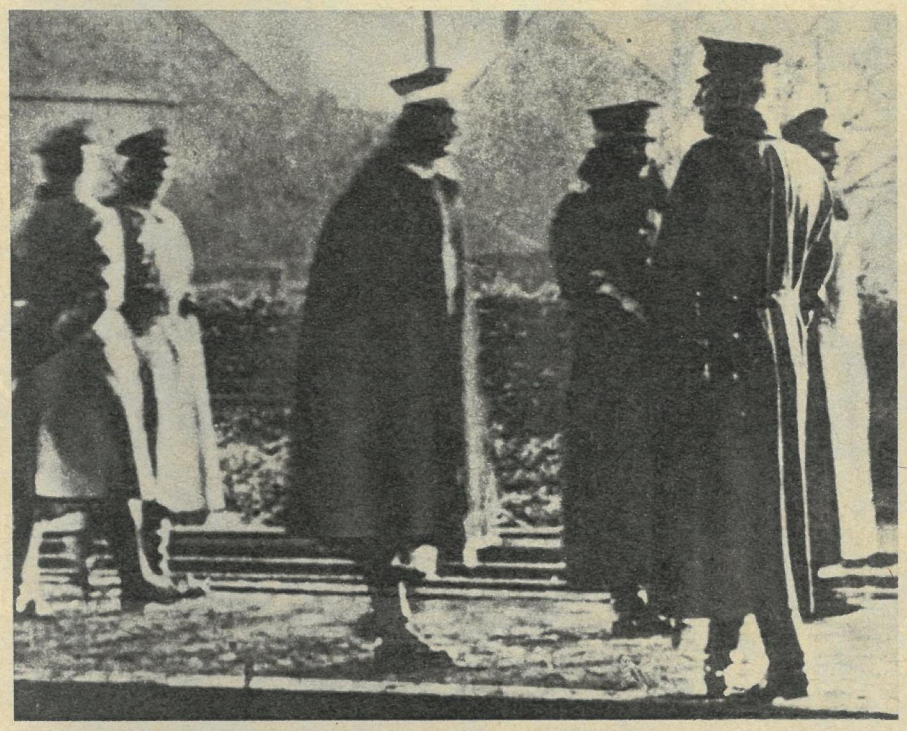
Lange vor dem Krieg haben sich die Bolschewiki von denen getrennt, die andere Wege gehen wollten, und als im russischen Oktober die Stunde der Revolution schlug, die so schnell vergeht und so bald nicht wiederkehrt, war nicht nur Lenin zur Stelle, sondern eine Partei, die wußte, was sie wollte, und die Fähigkeit besaß, zu tun, was sie wollte. Spartakus, eine kleine Schar, brennende Herzen, kluge Köpfe, weiß in der Stunde des deutschen November wohl, was nottut, und kann doch nicht tun, was getan werden muß, weil sie zu lange gezögert hat, sich von den Halbherzigen zu trennen und die Entschlossenen zu sammeln.

Wie eine abgebrannte Kerze verlischt die hohenzollernsche Herrlichkeit. In letzter Aufwallung will der Kaiser notfalls die Stadt Berlin „zusammenschießen", verschwindet aber schließlich still und leise nach Holland.

Matrosen reißen die Feuer aus den Kesseln ihrer Kreuzer und beziehen Quartier im kaiserlichen Schloß, Arbeiter strömen auf die Straßen, greifen sich Waffen, allenthalben rote Fahnen über dem Land. In der Reichskanzlei aber sitzt Friedrich Ebert, die sozialdemokratische Beamtenseele, Bebels schwächlicher Nachfolger, der die Revolution haßt wie die Sünde, und telefoniert am Abend des 10. November mit dem General Groener, Ludendorffs Nachfolger in der Obersten Heeresleitung, und von da an jeden Abend. „Das Bündnis", bestätigt Groener in seinen Lebenserinnerungen, „hat sich bewährt." Ebert, mehr kann er nicht tun, beschwört die „Mitbürger": „Verlaßt die Straßen. Sorgt für Ruhe und Ordnung!" Groener kann mehr tun. Er schickt zehn Divisionen nach Berlin, „im Einverständnis mit Ebert", und es fließt Blut.

Am Abend jenes 10. November sitzen Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Leo Jogiches und Wilhelm

Die Revolution verteidigt sich: Barrikade im Berliner Zeitungsviertel.



Auf der Flucht: Kaiser Wilhelm (4. v. l.) unterwegs ins holländische Exil.

Pieck in der Redaktion des „Berliner Lokal-Anzeigers", den sie in ihre „Rote Fahne" verwandeln. Endlich wieder vereint, aber, so erinnert sich Wilhelm Pieck später, „es konnte doch eine rechte Freude nicht aufkommen... Zwar war die Monarchie gestürzt und der Krieg beendet, aber es fehlte die Kraft, um aus der halben eine ganze Revolution zu machen." Als sich das Jahr neigt, erscheint die Kraft auf dem Schauplatz, die berufen gewesen wäre, die Revolution zu vollenden, die Kommunistische Partei. Da bleiben Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg noch zwei Wochen zu leben.

Die Revolution erwürgt, die Straßen leeren sich, Ruhe und Ordnung. Was für eine Ordnung? Eberts. Und Groeners. Doch die Republik ist gewonnen, in der neuen Verfassung steht es geschrieben. Was für eine Republik?

Im frühen Sommer 1919 kommen die Memoiren des Generals Ludendorff auf den Markt: Gott und alle Welt ist schuld am verlorenen Krieg, nur einer nicht, der General Ludendorff. 1923 zieht er, ein putschender Pensionär, an der Seite eines bayrischen Provinzpolitikers namens Hitler durch Münchens Straßen.

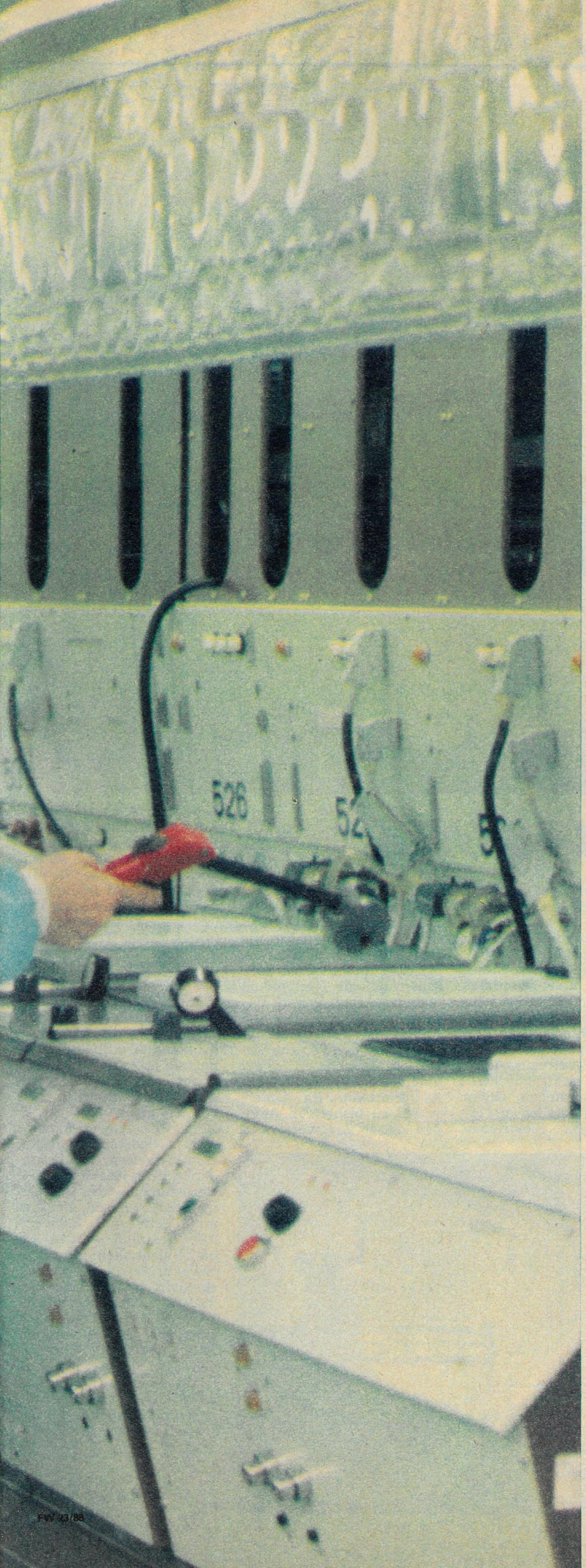
Hindenburg, der Feldmarschall, auch ein geschlagener Kriegsgewinner, marschiert vorerst an der Seite der Gattin durch Hannover, klopft mit dem Spazierstock auf das Pflaster und verbreitet die Legende, das unbezwungene Heer sei von hinten erdolcht worden. Ein paar Jahre später ist er Präsident der Republik, Eberts Nachfolger.

Im nächsten Heft beginnt eine Serie, die sich mit dem weiteren Verlauf der Novemberrevolution und den folgenden Jahrzehnten bis zur Gründung zweier deutscher Staaten im Jahre 1949 beschäftigt.

Fotos: Detlev Steinberg (Farbfotos), Archiv (5), Museum für Deutsche Geschichte (1) Sammlung CARma-berLIN (1).

Bilder und Standpunkte

Klinisch rein



Nein, klinisch rein ist untertrieben. Das hier ist ein cleanroom, ein Reinst-Raum. Hier ist jedes der wenigen Staubkörnchen sozusagen registriert. Das Klima genormt. Immer etwas Überdruck, damit nicht einmal aus der Schleusenkammer hereinweht, was hier nichts zu suchen hat. Eintritt nur für den, der wirklich in diesem Raum eine Aufgabe hat. Das ist eben die clean-Raum-Ordnung. Selbst die putzwütigste Hausfrau würde bei uns in die Lehre gehen müssen. Sauberkeit ist oberstes Gebot, ohne sie wäre die Produktion von Chips unmöglich. Wir stellen hier Speicherschaltkreise mit einer Kapazität von 64 000 bit her. Das entspricht Informationen von fünf Tageszeitungsseiten auf einer Fläche von knapp Fingernagelgröße – des kleinen Fingers wohlgemerkt. Jedem ROBOTRON-Büro- oder Personalcomputer geben sie das Gedächtnis, auch den modernen elektronischen Schreibmaschinen. Mit ihren feinsten Stromleitbahnen sind die Chips so empfindlich, daß der kleinste Wassertropfen, mit dem Atem auf die Siliziumplatte gehaucht, eine Wirkung hätte wie ein Duschbad auf einen Fernsehapparat. Verständlich, daß von 250 Arbeitsgängen, die ein fertiger Speicherschaltkreis hinter sich hat, 100 der Kontrolle und 20 der Reinigung dienen. Es dauert einige Wochen bis aus der spiegelblanken, fast handtellergroßen Siliziumplatte die Chips herausgelöst werden können. Von dieser Zeit immer wieder ein wenig abzuknapsen, ist unser Bemühen. Denn hier haben wir gegenüber den Spitzenproduzenten in der Welt einiges aufzuholen. Aber die Tatsache, daß wir erst vor einem guten Jahr in den frischgebauten Betrieb eingezogen sind und inzwischen die Massenproduktion in vollem Gang läuft, wird auch von den Experten der führenden Elektronikfirmen anerkannt. Unser Ziel für dieses Jahr sind vier Millionen Chips. Damit würden wir den Staatsplan weit übererfüllen. Aber wieviel Probleme sich dahinter verstecken ...

Wir befinden uns in einem permanenten Lernprozeß. Die moderne Technik, die neue Technologie voll auszuschöpfen, das geht nicht in einem Sprung. Als ich nach meinem Studium vor sechs Jahren im Kombinat begann, hatte ich keine Vorstellung von dem, was wir heute hier machen. Die neue Qualität der Technik ändert den Inhalt der Arbeit und ihre Bedingungen. Auf den ersten Blick erscheint die Tätigkeit im clean-Raum leicht. Aber wir sind hier ziemlich abgeschnitten von der Außenwelt. Können durch kein Fenster nach draußen schauen, merken nicht, ob es dort regnet oder schneit, ob der Mond oder die Sonne scheint. Und in der Arbeitskombination mit dem Atemschutz und der Haube sollte man sich auch nicht zu hastig bewegen, sonst gerät man schnell ins Schwitzen. Nicht jeder gewöhnt sich daran, auch nicht an den Drei-Schicht-Rhythmus. So ist es nicht einfach, einen Stamm gut ausgebildeter und flexibler Elektronikfacharbeiter zu entwickeln und – zusammenzuhalten. Die Mädchen heiraten, bekommen Kinder, suchen sich nach dem Babyjahr oft einen anderen Arbeitsbereich mit Normalschicht, der mehr Zeit läßt für die Familie. Soll man ihnen das übelnehmen? Da müssen wir nachdenken, Lösungen finden, das Kollektivklima angenehm machen. Also, bequem kann ich da auf meinem Stuhl als Abteilungsleiter nicht werden. Und bei all den Fragen, die uns direkt betreffen, müssen wir ja auch in größeren Zusammenhängen denken. Wir wissen, daß elektronische Bauelemente dringend und in immer höheren Stückzahlen benötigt werden, daß sie mit entscheiden über die weitere Entwicklung unserer Wirtschaft. Viel wird über Schlüsseltechnologien gesprochen. Wir arbeiten in einer solchen Schlüsselstellung. Unsere Produkte sind eine Art Schlüssel nicht nur für die Computerbauer ... Wir haben also noch manches vor für die nächste Zeit.

Johannes Rösch
Abteilungsleiter Schichtherstellender Prozesse im Betrieb ESO II des VEB Mikroelektronik „Karl Marx" Erfurt

Foto: Lothar Willmann

● Wörtlich

Soviel scheint mir sicher: Wo es um die Sache des Friedens geht, gibt es keine Inkompetenz. Jeder hat seinen Traum, jeder ist betroffen; wer sich um den Frieden sorgt, hat das Recht mitzureden.

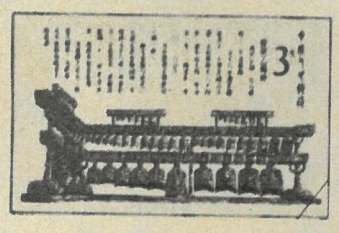
Siegfried Lenz, BRD, Schriftsteller

● Kurz berichtet

Künstliche Erde für Gemüse- und Zierpflanzenkulturen – eine Art steife mineralische Watte – wird jetzt in einem Rostower Werk produziert und unter der Bezeichnung „Graviten" ausgeliefert. Von einem Graviten-Brikett können 20 bis 25 kg Tomaten und 25 bis 30 kg Gurken geerntet werden. Ein Quadratmeter reicht für 400 bis 450 Nelken.

Zum bevölkerungsreichsten Land der Erde mit rund 1,4 Milliarden Einwohnern wird sich laut Prognosen der UNO schon im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts Indien entwickeln. Gegenwärtig wird es von China noch um 262 Millionen Menschen übertroffen.

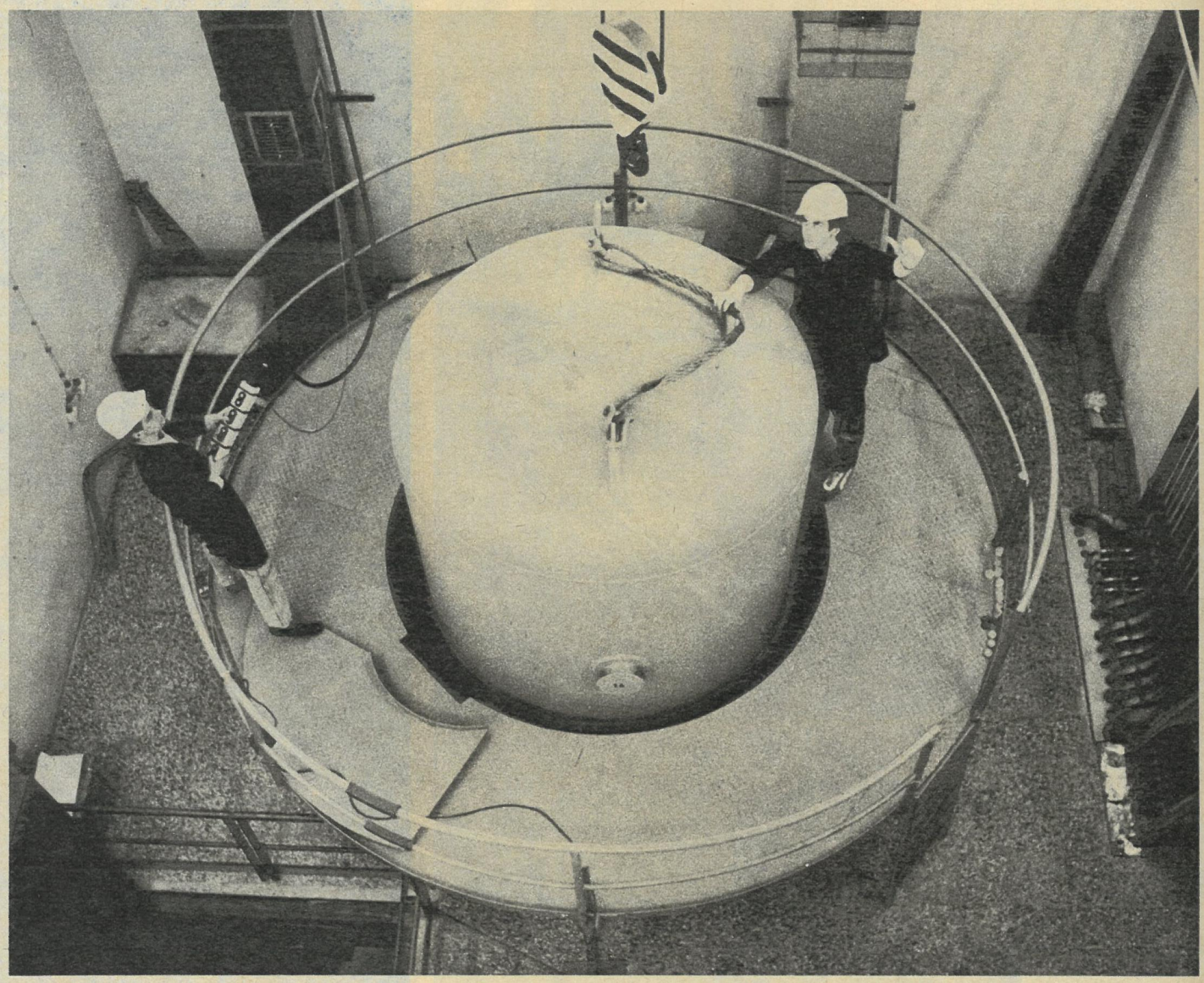
Eine neue hochproduktive Kaffeesorte wurde auf der Station für landwirtschaftliche Forschungen in der äthiopischen Provinz Keffa entwickelt. Ihr massenhafter Anbau wird nach Meinung internationaler Experten in Zukunft weit höhere Ernteerträge gestatten.



Diese in China herausgegebene Briefmarke ist einem in der Welt einzigartigen Fund gewidmet: Das abgebildete Bianzhong, ein aus 65 Bronzeglocken bestehendes Schlaginstrument, stammt aus dem Grab eines im Jahre 433 v. u. Z. verstorbenen Fürsten.

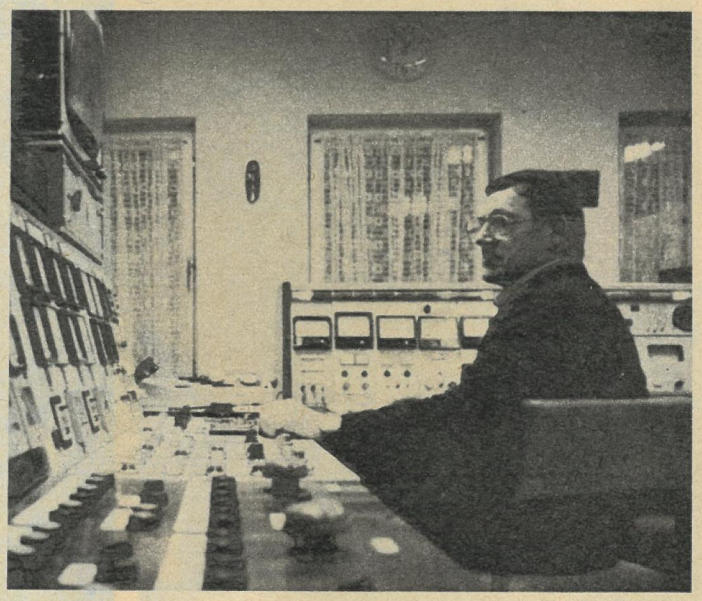
251 von insgesamt 609 in der Ostslowakei registrierten Storchennestern befanden sich im letzten Herbst auf Hochspannungsmasten und sind von Jägern in Sicherheit gebracht worden. Auch für diesen Winter ist eine solche Aktion geplant.

Rund 2000 heilkräftige Pflanzen finden gegenwärtig in der traditionellen Medizin Vietnams Anwendung. Davon sind 1850 einheimische Gewächse, die übrigen wurden aus anderen Ländern eingeführt und systematisch kultiviert.



Netze-elektronenverknüpft

Der Effekt ist etwa so, als wenn der Wind in das lokkere, lange Haar einer schönen Frau fährt: Danach hat ein Kamm es schwer, Ordnung in die verschlungene Pracht zu bekommen. In der großtechnischen Versuchsanlage des Kabelwerks Nord Schwerin bringen die Männer um Klaus-Ulrich Jurjanz mit Hilfe eines Elektronensturms die lockere Struktur von Polyethylen durcheinander, verknüpfen lange Molekülketten zu festen Netzen, die auch bei Temperaturen von 85 Grad Celsius halten und in Form bleiben. Konkret gesagt geht es hier um eine höhere Qualität von Isolierwerkstoffen in der Produktion von Niederspannungskabeln, vor allem für den Schiffbau. International wird empfohlen, Isolierwerkstoffe zu verwenden, die höhere Leitergrenztemperaturen aushalten. So kann der Einsatz sowohl von Kupfer als auch von Isolationsmaterial gesenkt werden. Die Kabelindustrie der DDR hat schon seit Jahren Erfahrungen mit Polyethylen als Isolierung für Mittelspannungskabel gemacht, unter der Voraussetzung, daß sie mit Hilfe eines Elektronenbeschleunigers vernetzt, gewissermaßen veredelt, wurden. Die jungen Forscher um Klaus-Ulrich Jurjanz griffen dieses Verfahren auf. Allerdings reichten für solche Projekte die eigenen Kräfte nicht aus. So suchten sie sich Verbündete. Fanden sie in Leningrad, im Jefremow-Institut für elektrophysikalischen Apparatebau, einem der zwei Hersteller von leistungsfähigen Elektronenbeschleunigern (Foto oben) in sozialistischen Ländern. Dr. Boris Albertinski und seine Kollegen wurden die besten Partner für die Realisierung dieser neuen Spitzentechnologie. Nach monatelanger Arbeit konnte das gemeinsame Kollektiv die Anlage im Vorjahr fertigstellen und den Forschungsbetrieb aufnehmen (Foto unten: am Steuerpult Günter Hischke). Im Unterschied zu bisherigen Anlagen dieser Art werden in Schwerin gleichzeitig sechs Adern bestrahlt. Der ganze Prozeß wird computergesteuert ablaufen. Gewiß auch ein Knüller für die Zentrale MMM in Leipzig, wo die jungen Forscher das inzwischen patentierte Verfahren dieser Tage vorstellen. Viele haben Anteil an diesem Erfolg. Nicht zuletzt die DSF-Grundeinheit des Werkes, die mit dem Kollektiv einen Förderungsvertrag vereinbarte. Als wichtigste ökonomische Effekte können sie auf eine bedeutend höhere Produktivität, weniger Materialeinsatz, Importvermeidungen und Sicherung des weiteren Exports von Niederspannungskabeln verweisen. Von besonderem Wert jedoch sind die Beziehungen, die in gemeinsamer Arbeit von Leningradern und Schwerinern geknüpft wurden. So bleibt nicht allein das materielle Ergebnis, da bleiben ebenfalls gemeinsame Gedanken, Erinnerungen, Freunde – auch die Lust auf ein Neues. Und es war kein Zufall, daß wir in Schwerin den Chef des Forscherkollektivs Klaus-Ulrich Jurjanz nicht antreffen konnten bei unserem Besuch. „Er ist schon wieder in Leningrad…"



Hajo Obuchoff (Text)
Volker Hohlfeld (Bild)

Geregelte Geburten

Auskünfte für FREIE WELT gab MR Dr. sc. med. Joachim Weller, Chefarzt der Abteilung für Sexualmedizin und Sterilitätstherapie und stellvertretender ärztlicher Direktor des Bezirkskrankenhauses Dresden-Friedrichstadt.

Sie kamen unlängst von einer Fahrt nach Vietnam zurück...

Es handelte sich um eine Studien- und Vortragsreise, die auch ausreichende Gelegenheiten zum Erfahrungsaustausch über Familienplanung und Sterilitätsbehandlung bot.

Wie sieht die Bevölkerungsentwicklung in Vietnam derzeit aus?

In den vergangenen zwölf Jahren hat sich die Bevölkerungszahl Vietnams um reichlich 16 Millionen auf derzeit 64 Millionen Menschen erhöht, wobei der Anteil der Landesbewohner unter 15 Jahren gegenwärtig 45 Prozent beträgt. Neben der Erhöhung der Agrarproduktion spielen daher eine wirksame und gezielte Familienplanung sowie Geburtenregulierung eine große Rolle. Die Maßnahmen gelten gegenwärtig aber in erster Linie für die Viet, die den Hauptteil der Bevölkerung ausmachen. Die Minderheiten, die vorwiegend in den Bergregionen siedeln, sind davon noch nicht betroffen.

Worauf orientieren die Maßnahmen der Familienplanung?

Angestrebt wird die Familie mit einem Kind oder zwei Kindern, um das Bevölkerungswachstum bis 1990 auf 1,7 Prozent im Jahr und bis 2000 auf 1,1 Prozent im Jahr zu reduzieren. Im statistischen Durchschnitt entfallen gegenwärtig auf jede vietnamesische Frau 4,6 lebende Kinder. Damit nimmt man unter den RGW-Ländern die Spitzenposition ein. Zum Vergleich: In der UdSSR sind es 2,4, in der ČSSR 2,3, in der DDR 1,8. Selbst bei nur 3 Kindern pro Familie müßte das Land bis zum Jahr 2000 mit 80 Millionen Einwohnern rechnen. Zugleich unternimmt das Gesundheitsministerium Vietnams aber große Anstrengungen, die Säuglingssterblichkeit zu senken: Sie betrug 1945 300, 1978: 36,4, 1987: 24 je 1000 Neugeborene. Weitere Schwerpunkte sind hier die Verringerung der Müttersterblichkeit bis 1990 um 50 Prozent gegenüber 1987 und die Erhöhung der mittleren Lebenserwartung der Bevölkerung, die 1945 bei durchschnittlich 33 Jahren lag; 1986 betrug sie bei Frauen 67 Jahre und bei Männern 63 Jahre.

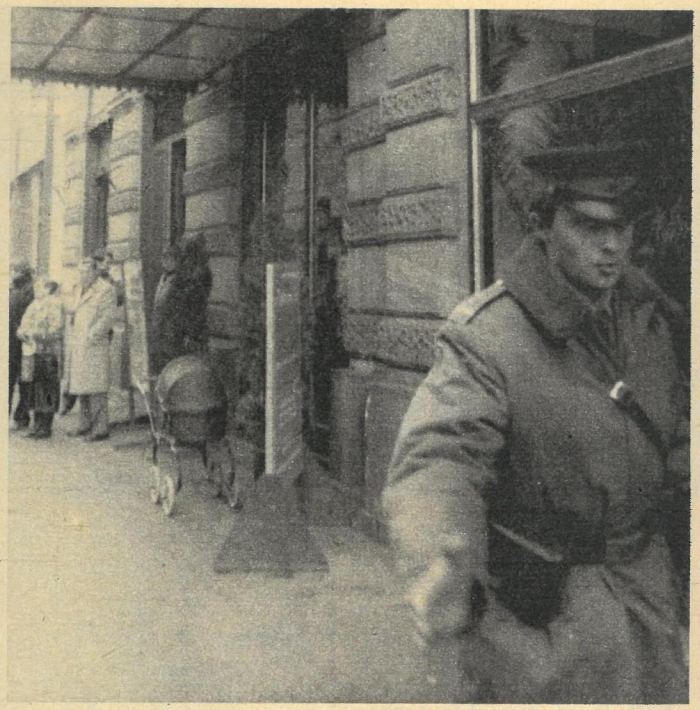
Wo laufen die Fäden dieses Systems der Familienplanung zusammen?

Die zentral steuernde Einrichtung für die Familienplanung ist das Institut für den Schutz der Mütter und Neugeborenen – ein Frauenkrankenhaus mit 250 Betten in Hanoi. Es organisiert die Aus- und Weiterbildung für die Ärzte und Mitarbeiter der Familienplanungszentren des Landes. Hier werden neben der Geburtshilfe und der Behandlung kinderloser Ehepaare vor allem Eingriffe zur Geburtenregulierung – z. B. Schwangerschaftsabbrüche bis zur 12. Schwangerschaftswoche, Sterilisationsoperationen bei Frauen, wenn sie älter als 35 Jahre sind und bereits zwei Kinder in der Familie leben, Einlage von Intrauterinspiralen – vorgenommen. Auch Antikonzeptionspillen oder Kondome verordnet und ausgegeben sowie Beratungssprechstunden zur Schwangerschaftsverhütung durchgeführt. Gleichzeitig ist das Zentrum für eine breite Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich.

Wie wird die Bereitschaft zur Familienplanung unter der Bevölkerung Vietnams stimuliert?

Es werden zahlreiche Vergünstigungen gewährt: Bei Intrauterinspiraleneinlage gibt es zum Beispiel 20 kg Reis und 2 Wochen Arbeitsbefreiung, bei Sterilisation 100 kg Reis und Arbeitserleichterungen. Insgesamt beteiligten sich 1987 bereits etwa 4 Millionen Ehepaare in Vietnam an der Geburtenregulierung. Das sind ungefähr 25 Prozent der Ehepaare im reproduktionsfähigen Alter. Bis 1990 soll erreicht werden, daß 50 Prozent aller Mädchen und Frauen schwangerschaftsverhütende Mittel anwenden.

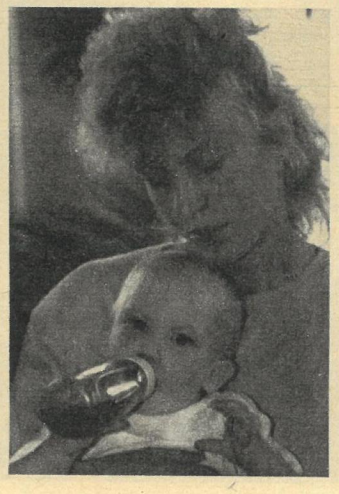
Interview: Anne Berg



Babyraub in Budapest

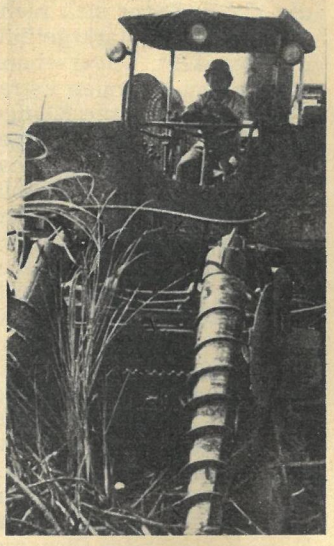
Weihnachten 1987 versetzte die Entführung eines zwei Monate alten Säuglings die ungarische Öffentlichkeit in Aufregung und beschäftigte wochenlang die Gemüter. Eine unbekannte Frau hatte am 23. Dezember die kleine Renáta Horváth vor einem Selbstbedienungsrestaurant in Budapest (Foto oben) gestohlen. Die Fotos des Mädchens, des leeren Kinderwagens, den man einige Straßen weiter in einer Toreinfahrt fand, sowie ein Abbild sogenannter „Vergißmeinnicht"-Ohrringe, die Renáta zu dem Zeitpunkt getragen hatte, veröffentlichte die gesamte Presse. Eine großangelegte Fahndung der Polizei, unterstützt von der Bevölkerung, brachte jedoch vorerst keinen Erfolg. Am 12. Oktober 1988 fand das monatelange Bangen und Hoffen der Eltern endlich einen glücklichen Ausgang. In einer kurzen Mitteilung informierte das Budapester Polizeipräsidium: Renáta, inzwischen ein Jahr alt, sei gefunden und gesund zurückgegeben worden (Foto rechts). Man habe die 33jährige Lászlóne Páll aus Dunakeszi, einer Kleinstadt nördlich von Budapest, verhaftet, die ein Geständnis ablegte. Über Details der Ermittlungen berichtete die Presse in den darauffolgenden Tagen. Demzufolge hatte die Polizei sehr schnell ein Tötungsverbrechen nahezu ausgeschlossen. Die Suche konzentrierte sich auf eine wahrscheinlich kinderlose Frau, die psychisch zumindest als labil galt. In Zusammenarbeit mit mehreren Organen, so auch mit der Vormundschaftsbehörde, und nach Bearbeitung mehrerer tausend Hinweise, stießen die Fahnder auf Frau Páll. Es stellte sich heraus, daß diese in unklaren Verhältnissen lebende und nicht arbeitende Frau in früherer Ehe das Kind ihrer Schwester adoptiert hatte. Nach der Scheidung sprach das Gericht nicht ihr das Kind zu, was sie nicht verwunden habe. Im Sommer des Vorjahres begann sie, ihre Umgebung einschließlich ihres neuen Lebensgefährten und vielleicht auch sich selbst davon zu überzeugen, sie sei schwanger. Am 14. Dezember fuhr sie nach eigenen Angaben verbittert nach Budapest und irrte mehrere Tage ziellos durch die Innenstadt. Seelisch derart belastet, sah sie am besagten 23. den vor dem Restaurant „Halló" stehenden Kinderwagen. Einer – wie sie es nannte – plötzlichen Eingebung folgend, nahm sie das Baby aus dem Wagen, wickelte es in die Decke und fuhr mit einem Taxi zu ihrem Vater nach Obuda. Dort erzählte sie, daß sie in einer Budapester Klinik das Mädchen geboren hätte. Das Kleinkind lebte zehn Monate mit gefälschten Papieren unter dem Namen Erzsebet Szábo bei ihr, bis die Polizei es fand.

Bernd Runge



„Ahorra" mahnt das Plüschtier

Von Zeit zu Zeit erscheint auf kubanischen Bildschirmen ein sympathisches Plüschtierchen, um laut und vernehmlich zu grummeln: „Ahorra!" Das ist die spanische Variante für „Spar ein". Der Begriff ist seit diesem Jahr, das die Kubaner das „Ahorra"-Jahr nennen, immer öfter zu vernehmen. So steht u. a. die Forderung, das Zuckerrohr verlustärmer denn je zu bergen (Foto). Nicht nur, weil jedes einzelne Rohr immerhin zwei Gläser Sirup oder ein Glas weißen Zuckers ergibt. Weiterverarbeitet wird es zu Alkohol, Flüssigdünger, Furnieren, Papier und Viehfutter. Aber es geht im „Ahorra"-Jahr vor allem auch um die Einsparung von Energie, denn das Land verfügt kaum über eigene fossile Brennstoffe. Weil die



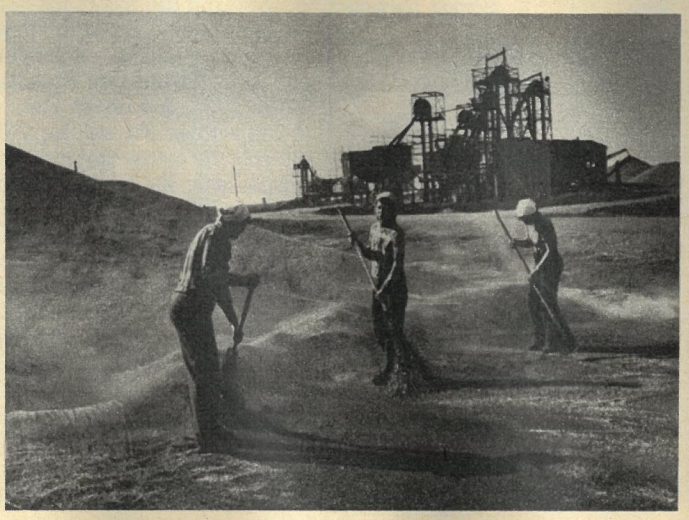
Kubaner wissen, daß, was die Energieeinsparung angeht, die DDR die besten Ergebnisse von allen Bruderländern vorweisen kann, nutzen sie diese Erfahrungen und wenden Sie auf ihre eigenen Bedingungen an. Dabei wird auch die Stimulierung nicht vergessen. Regelmäßig finden Energieforen statt, um die Lage zu beraten, Neuerungen vorzustellen und die Sparsamsten zu belohnen. Zu den Prämierten gehörte kürzlich ein Rentner aus der Provinz Villa Clara, der einen Petroleumbrenner für solche Küchenherde konstruierte und baute, wie sie in Krankenhäusern und Werkskantinen eingesetzt werden. Der Brenner erlaubt, ein Drittel des Brennstoffs einzusparen. Vier von fünf eingebrachten Neuerervorschlägen werden zur Zeit in die Praxis umgesetzt. Erklärtes Ziel ist es allerdings, eine hundertprozentige Übernahme zu erreichen.

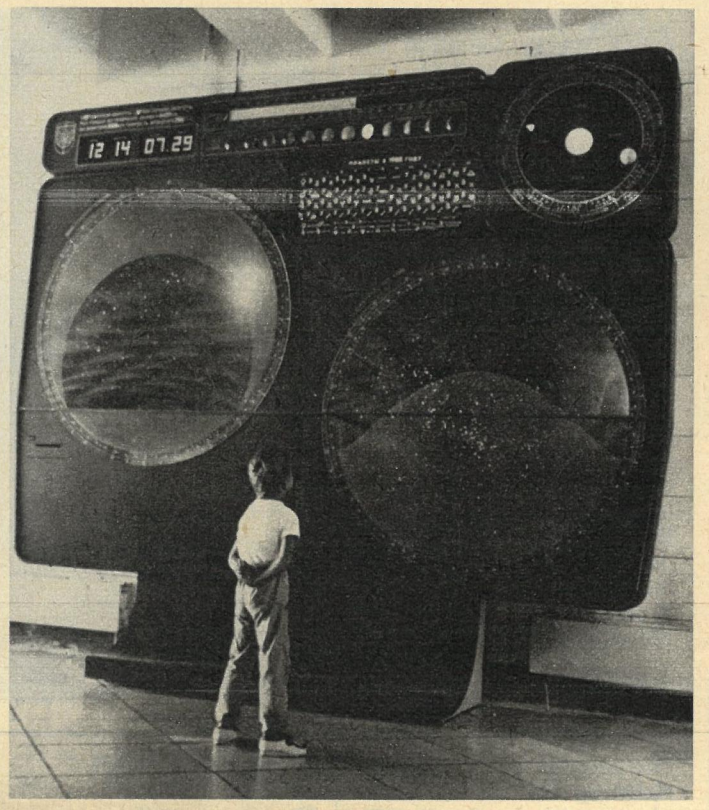
Vitali Sobolew

Kasachstaner „Klingenthal“

Pferdemarkt war angesagt in Zelinograd. Dies Ereignis jedoch fand völlig anders statt, als Mitteleuropäer es vermuten: Die Rösser ausgepreist nach ihrem Gewicht, Pferde als Schlachtvieh – kein Thema für ein Feuilleton! Dennoch hatten die FW-Reporter sich nicht umsonst ins Marktgetümmel gemischt: Unversehens tönten vom zentralen Estradenpodest bekannte Klänge wie „Hab mei Wage vollgelade“ oder „Ich ging emol spaziere“. Das Ensemble „Klingenthal“ aus dem Sowchos „Jerkenschiliksi“ (Foto unten: der Getreidesammelplatz) gab dem kulinarischen Pferdehandel einen freundlichen Hintergrund. Nach dem Auftritt kam es zu einer Begegnung mit den bayerisch-hessisch bewamsten und behüteten Laienkünstlern (oben). Der Herr mit der Mandoline hört auf den sympathischen Namen Alexander Bier und erzählte: Die Gruppe besteht aus 24 Sowchosbauern, in deren sowjetischen Paß als Nationalität „deutsch“ eingetragen ist. Vor nunmehr fünf Jahren begannen sie, zunächst für ihre Dorfnachbarn zu singen und zu spielen. Und zwar in deren Muttersprache – Deutsch. Alexander Bier und Gleichgesinnte wie der Reparaturmechaniker Alexander Weiß oder der Lehrer Viktor Kraus und die Sowchos-Kaderchefin Katharina Wirt zogen in ihrer Freizeit in den Dörfern Pawlowka und Nowodolinka von Gehöft zu Gehöft ihrer sowjetdeutschen Landsleute, ließen sich von alten Hochzeitsbräuchen erzählen und alte Lieder vorsingen, notierten Schritte fast vergessener Volkstänze und manchen Schwank. Dann gaben diese erbe-bewußten Sowchosbauern ihrem Programm den Rahmen einer Dorfheirat, wie sie schon vor Jahrhunderten in wolgadeutschen Dörfern zelebriert wurde und wie sie auch in den schweren Jahrzehnten nach dem faschistischen Überfall 1941 nicht aus dem Gedächtnis schwand. Schon wurde „Klingenthal“ Sieger im Kasachstaner Republikswettbewerb des Folkloreliedes und Preisträger des II. Unionsfestivals des sowjetischen Volksschaffens. Zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution zeigte das Ensemble auf der Unionsleistungsschau in Moskau sein Können. Schwer sei es nicht, so Alexander Bier, Nachwuchs mit Sinn für deutsche Volkskunst zu finden, aber von Jahr zu Jahr schwerer, junge Leute zu entdecken, die noch mit Deutsch als Muttersprache aufwachsen. Vielleicht leisten die „Klingenthaler“ selbst einen kleinen Beitrag dazu, daß es nicht so bleibt.

Klaus Hurrelmann





Sternen-Zeit

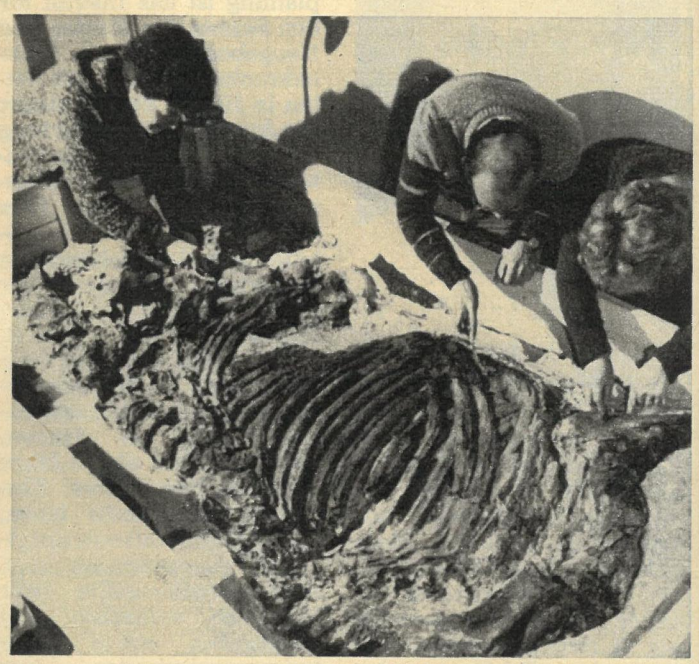
Die einzige moderne astronomische Kalender-Uhr in der UdSSR beherbergt das neue Planetarium der ukrainischen Hauptstadt Kiew. Sie wurde im Moskauer Experimentierbetrieb der Gesellschaft zur Verbreitung populär-wissenschaftlicher Erkenntnisse hergestellt.

Uralt-Gerippe

Das gut erhaltene Skelett eines fossilen Nashorns, welches man kürzlich im westungarischen Zirc fand, soll jetzt von Wissenschaftlern rekonstruiert werden. Das drei Meter lange, 1,7 Meter hohe Tier, welches ein Gewicht von einer Tonne gehabt haben muß, ist wahrscheinlich vor vier Millionen Jahren in einem Kratersee des Pannonischen Beckens ertrunken.

Winter-Design

Pelzmode für den nahen Winter stellten die Designer des Lederwerkes von Darhan vor. Während derzeit noch ein Großteil der Produkte für den mongolischen Markt bestimmt ist, sollen künftig mehr Pelzerzeugnisse exportiert werden.



Computer-Spiel

Die erste computergesteuerte Orgel der ČSSR ist in der Konzerthalle von České Budějovice installiert worden. Gebaut wurde das Instrument, das aus rund 3500 Pfeifen besteht, im nordmährischen Krnov. Die Traditionen der dortigen Orgelbauer, deren präzise Arbeit im In- und Ausland geschätzt wird, reichen über 100 Jahre zurück.

Treffpunkt Herrenhaus

An einem der ersten kalten Oktobertage dieses Jahres zwischen Leipziger und Geschwister-Scholl-Straße in Berlin: Ein Drehstab der Sendereihe „raduga“ des Fernsehens der DDR und Professor Hans Münch aus Karl-Marx-Stadt hatten sich diesen Treffpunkt aus gutem Grund gewählt. Vor dem ehemaligen Preußischen Herrenhaus, dem Preußischen Landtag und in seinem imposanten Foyer

FW-Fernsehtip:
raduga
am 15. Dezember
18.00 Uhr
einschalten

drehte das kleine Team auf historischem Boden. Im Herrenhaus wurde am 4. November 1928 der „Bund der Freunde der Sowjetunion“ gegründet, die erste Massenorganisation der deutsch-sowjetischen Freundschaft – hier fand ihr erster Reichskongreß statt. Ein traditionsreiches Gebäude. Unweit davon, im Festsaal des Landtages, war zum Jahreswechsel 1918/19 die Geburtsstunde der Kommunistischen Partei Deutschlands. Wenige Jahre später entstand in diesem Saal die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland“. Professor Münch zeichnet die Geschichte des Bundes der Freunde der Sowjetunion als ein Stück des Kampfes um den Frieden unserer Epoche. Er erinnert an die vom Bund organisierten Kundgebungen mit Besatzungsmitgliedern des Eisbrechers „Krassin“, der die Nobile-Expedition rettete, an Veranstaltungen, auf denen Erich Weinert, Ernst Busch, Hanns Eisler und der bekannte sowjetische Geiger Eduard Soermus auftraten, an die Zeitschrift „Der drohende Krieg“. Die letzte legale Ausgabe erschien im Februar 1933 mit einer Auflage von 45 000 Exemplaren. Vom Bund gesandte Arbeiterdelegationen brachten bei ihrer Rückkehr auch die Wahrheit über die Sowjetunion mit, verbreiteten sie. – Wer mehr wissen möchte über diesen Tag am Preußischen Herrenhaus, wird von der Moderatorin der Sendung, Irina Schabowski, am Donnerstag, dem 15. Dezember, um 18.00 Uhr im 2. Programm erwartet.

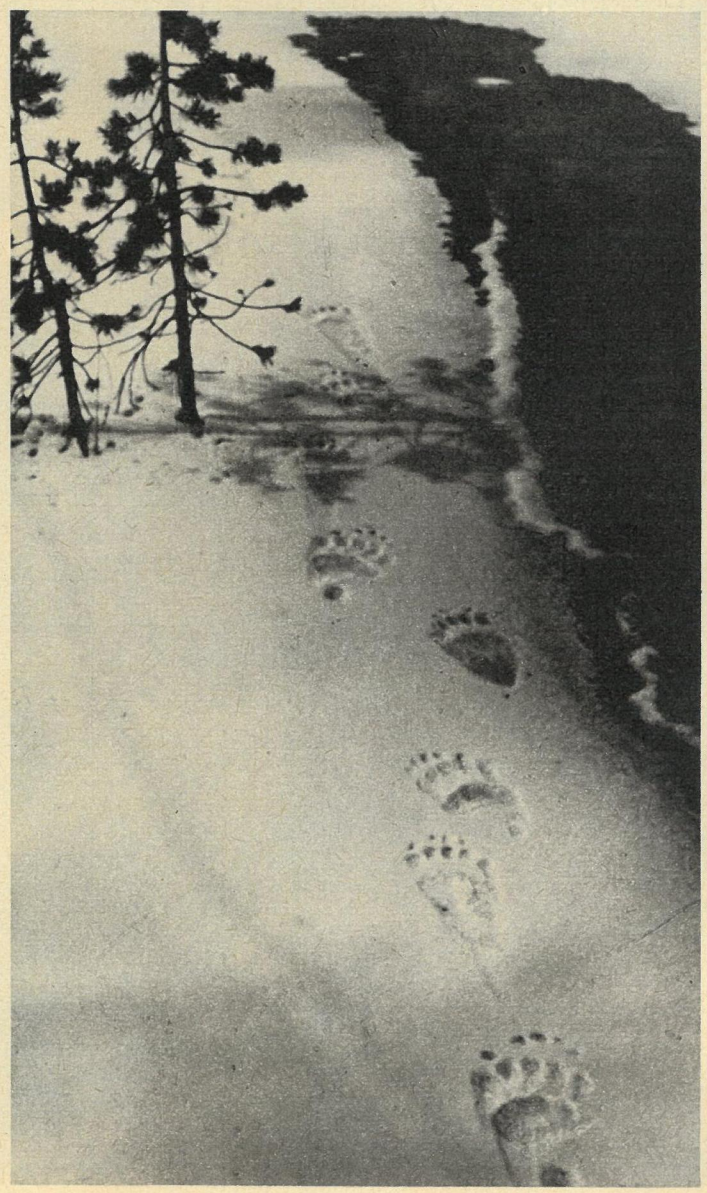
Erhard Römer

werden zu reißenden Raubtieren. Bisher kam – zum Glück – kein Mensch zu Schaden, aber Maßnahmen müssen her. Aus Forstleuten und Angehörigen von Jagdgemeinschaften bildet man Einsatztrupps, die gar zu schlimmen Viehfrevlern auf den Pelz rücken. Einheimische Wissenschaftler allerdings warnen davor, auf jeden Bären zu visieren, der außerhalb seines Reviers gesichtet wird. Auch solle man nicht dem Geschrei gewisser „Jagdfreunde“ nachgeben, die jede Bärengeschichte vervielfachen, um selber unkontrolliert im Walde herumzuknallen… Zu erwarten ist jedoch, daß mit Beginn der Frostperiode etliche „Wanderbären“ auftreten. Das sind solche Exemplare, die der Hunger aus ihrem Winterlager in die Nähe menschlicher Nahrungsvorräte treibt. Auch da ist eine Kugel nicht der Weisheit letzter Schluß. Im benachbarten Gebiet Irkutsk hat man gute Erfahrungen damit gemacht, einen solchen Streuner nicht abzuschießen, sondern – mit geeigneten Abfällen – zu füttern, bis er sich gefüllten Magens friedlich schlafen legt.

Johannes Rana

Hilfe, die Bären kommen!

„Leute, tut was – sonst fressen uns die Bären auf.“ So der Hilferuf eines Sowchosdirektors im ostsibirischen Hügelland. Tatsächlich, die Braunbären der waldreichen Tuwinischen ASSR (nahe der mongolischen Grenze) scheinen ihre angeborene Gutmütigkeit zu vergessen. Nicht nur aus entlegenen Dörfern treffen alarmierende Berichte ein: Auf einer Weide neun Kühe umgebracht. Aus festem Gehege elf Kälber in einer einzigen Nacht verschleppt. Beim Einbruch in einen Schweinestall fünf Tiere getötet, sieben mußten notgeschlachtet werden… Aus nächster Nachbarschaft vor Wohnhäusern angepflockte Schafe und Ziegen geraubt… Kein Hundegebell, kein Warnschuß verscheucht die dreisten Diebe. Was ist los mit Meister Petz, der doch sonst im Herbst sich vorwiegend von Pilzen und Waldbeeren mästet? Die Antwort lautet schlicht und einfach: Tuwas Braunbären haben Hunger! Nach mehreren üppigen Jahren mit ihrem Überfluß an Waldfrüchten und munter gedeihendem Bärennachwuchs brachte das Wetter diesmal eine schlechte Saison, verhinderte Vegetarier



● Gut gesagt

Die Familienbande sind nur dann fest, wenn der Mensch zu Hause mehr geachtet wird als sonst irgendwo; jeder Mensch, ob groß oder klein. Nur dann auch empfindet er die Familie als sein wahres Zuhause.

Natalja Stremetina, Schriftstellerin, UdSSR

● Am Rande

ISTVAN MÁTÉ ist nach 40 Jahren Arbeit der wohl dienstälteste Schornsteinfeger von Budapest. In seinem Budaer Bezirk, der rund 10 000 Essen zählt, schafft er gemeinsam mit seinem Kollegen täglich rund 400 bis 500 „Kugelkehrungen“. – Schwarzkünstler!

● Persönliches

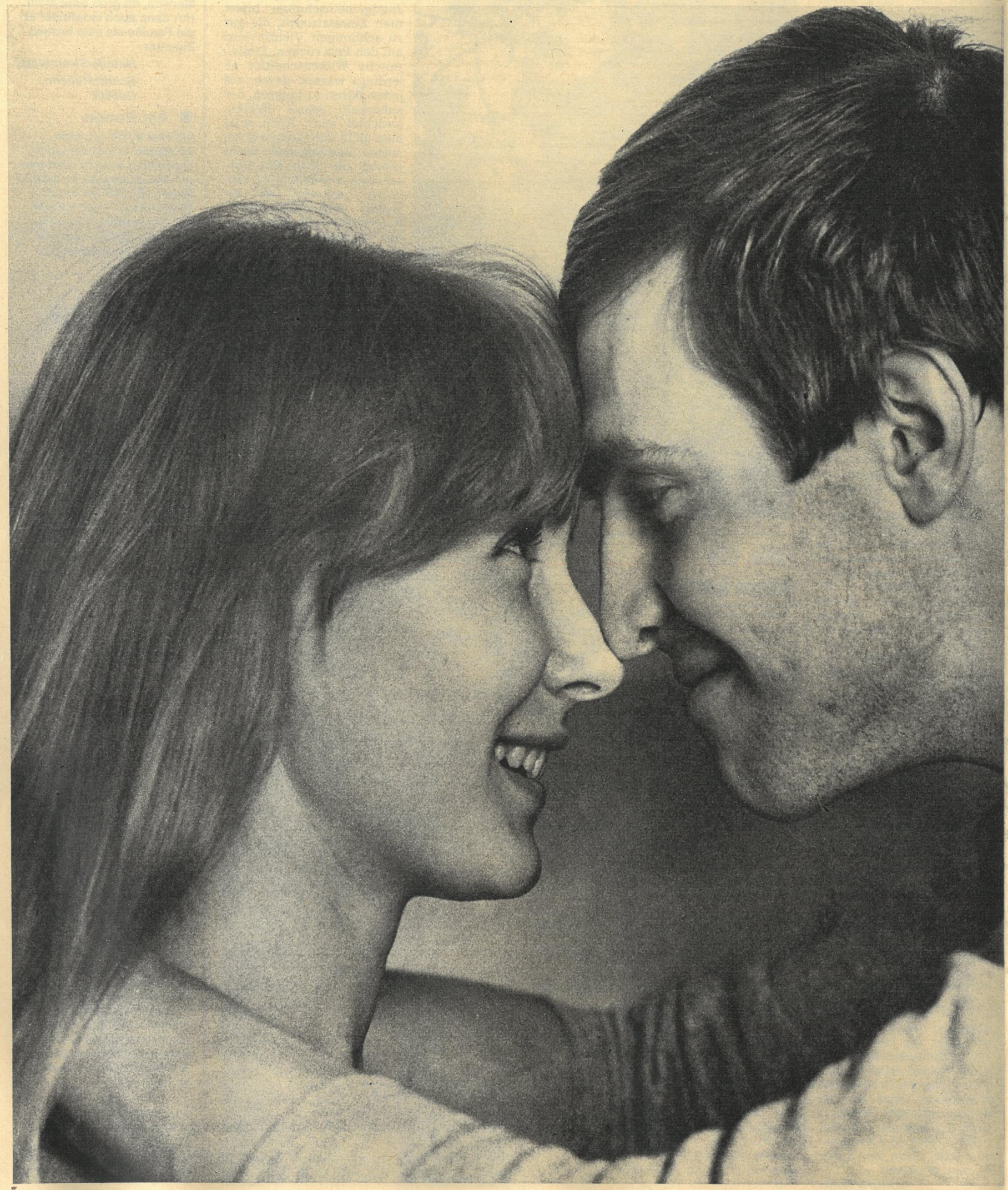
Dem Anfertigen von Miniaturen hat sich seit 37 Jahren JAROSLAV WITTNER aus Ústi nad Labem verschrieben. Seine erste Arbeit – ein 300 Millimeter langes, 165 Millimeter hohes und 180 Gramm schweres Fahrrad – ist seit 1951 im Technischen Nationalmuseum zu bewundern.

Spezialist im Herstellen von sogenannten Tandyrs – das sind aus Ton gebrannte, vasenförmige Öfen zum Backen von Brotfladen in Usbekistan – ist seit 10 Jahren Meister NORIK AMANOW. Seine Werkstatt befindet sich in der Handwerkergasse von Taschkent, wo rund 100 Handwerker und Volkskünstler ihrer Tätigkeit nachgehen.

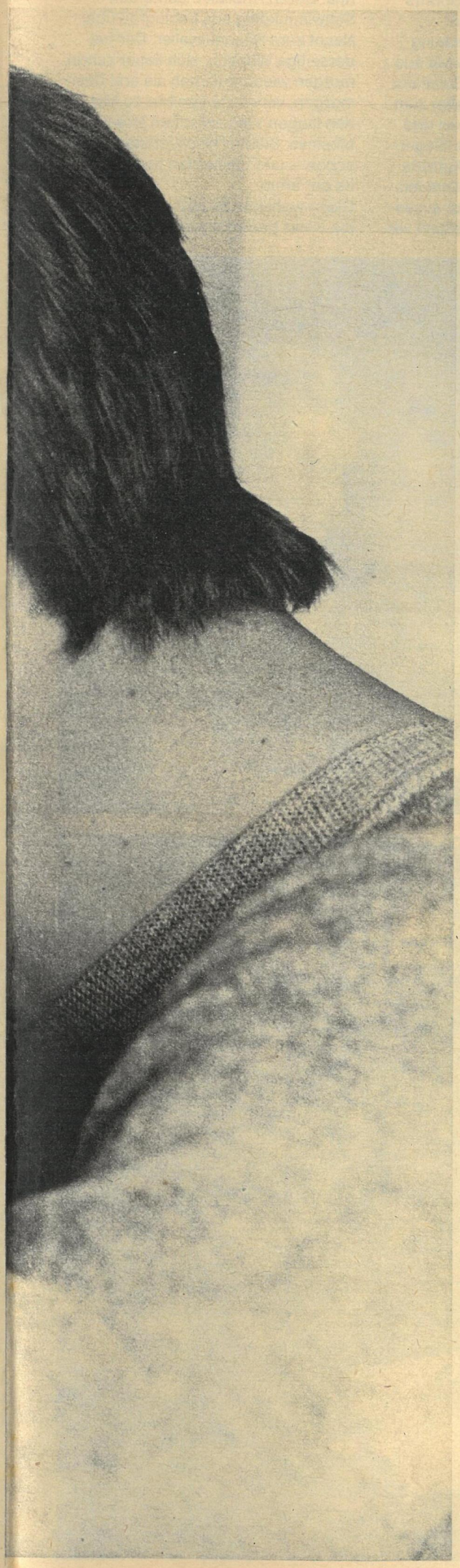
Ein recht ausgefallenes Hobby betreibt die bulgarische Journalistin DINA POPOWA. Sie sammelt Spitzen aller Arten und Länder, die von Kostümen oder Trachten stammen, und besitzt einschlägige Fachliteratur darüber. Von Zeit zu Zeit versucht sie sich selbst in diesem diffizilen Handwerk.

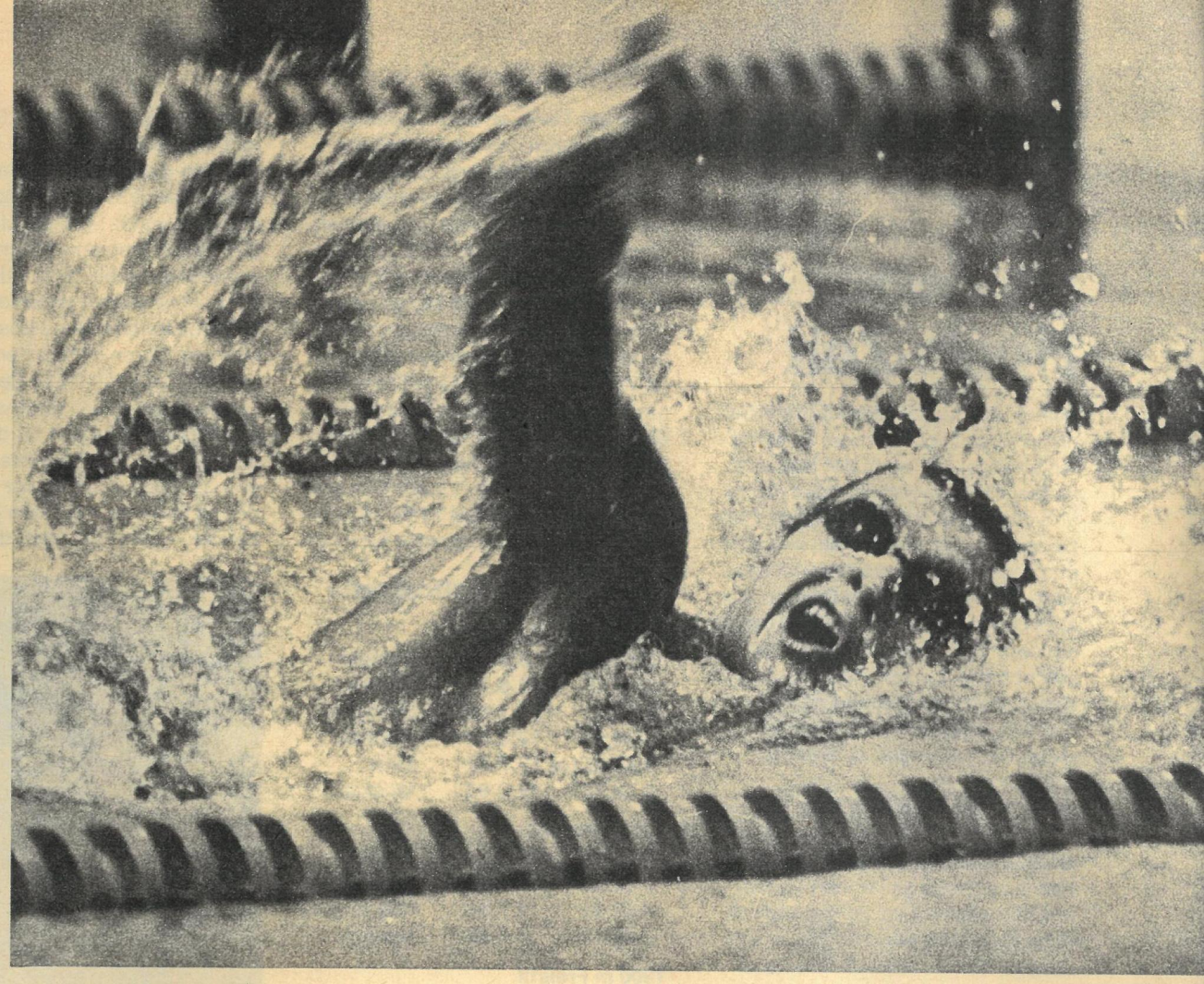
Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: J. Weller/privat, ZB/MTI/Várkonyi (2), ZB/R. Hempel, K. Hurrelmann, V. Krüger, ZB/TASS, ZB/MTI-Tele, ZB/Monzame, ZB/ČTK/Sýbek, H. Krüger, Archiv; Vignette: D. Schüler.

Geboren 21. 5. 1960 in Leningrad. Sohn eines weitgereisten Schiffskapitäns. 1,84 m groß, 75 kg schwer. Hauptmann der Sowjetarmee. Nach Sportstudium am Lesgaft-Institut z. Z. Aspirant und Doktorand. Verheiratet. Lebt jetzt mit Frau und Sohn in Moskau. Als Freistilschwimmer dreifacher Olympiasieger 1980, Olympiasieger 1988, vierfacher Weltmeister, fünffacher Europameister, zwölffacher Weltrekordler. Über 400 m erster Krauler der Welt unter 3:50, über 1 500 m erster unter 15 Minuten. 20 Wettkampfjahre und, mit sechzehn, schon 1976 in Montreal dabei. Eine lebende Legende des Schwimmsports:



Wladimir Salnikow





Im siebenten Jahr goldene Hoch-Zeit

Allen Unkenrufen zum Trotz, in diesem Alter, nach so vielen Jahren der Stille um ihn werde er bei Olympia '88 froh sein müssen, wenn er wenigstens das Finale erreiche, ist der 28jährige Moskauer aus Leningrad, Wladimir Salnikow, 1500-m-Freistil-Olympiasieger geworden. Worauf der Silbermedaillengewinner Stefan Pfeiffer (BRD) sagte, er habe ganz in seiner Nähe das bisher „größte Comeback eines Sportlers" erlebt. Diese Sensation von Sòul war zuallererst das Werk des Ehepaares Salnikow. Frau Marina, Sportwissenschaftlerin mit Diplom, steuerte noch unmittelbar vor der Geburt von Wladimir Salnikow II. das Training ihres Mannes. Ein französischer TV-Filmemacher hat das erlebt: „Einer solchen Frau mit solcherart Standhaftigkeit bin ich bei Aufnahmen noch nie begegnet." Was würde er jetzt sagen, nach diesem Sieg?

Im siebenten Jahr goldene Hoch-Zeit

Marina. Das ist sie, der Wladimir Salnikow auch (oder gerade) im verflixten siebten Jahr nach der Hochzeit nichts als Liebeserklärungen macht – und das vor aller Öffentlichkeit. Zum Beispiel, es gebe nicht viel im Leben und auf der Welt, was ihm wichtiger wäre als sie. Oder: „Mit Olympia war alles okay. Auch mit den Zweifeln, ob ich denn nun wirklich alles richtig gemacht hatte, bin ich gut fertig geworden. Nur mit der Sehnsucht nach Marina und unserem Sohn Wolodja nicht. Die war sogar da, wenn ich schwamm…"

In der Nacht nach dem Sieg, bei dem allen, die ihn live oder am Fernseher erlebten, vor lauter Bewunderung die Haare zu Berge gestanden hatten, spazierte er ruhelos durchs olympische Dorf. „Ich war zwar müde, unwahrscheinlich müde, konnte aber noch gar nicht recht zu mir kommen. Als ich am Beckenrand anstieß und mir meines Sieges bewußt wurde, überkam mich das Gefühl eines Hinaufschwebens in den siebenten Himmel. Aber für einen kurzen Augenblick nur, denn plötzlich war mir, als habe die Last der Müdigkeit auch die Freude erdrückt."

Zu guter Letzt telefonierte er mit Zuhause, „und es dauerte eine Weile, ehe Marina begriff, mit wem sie da sprach". Dort wars an diesem Tag ja auch zugegangen wie im Tollhaus. „Ich brauchte vom Telefon gar nicht mehr wegzugehen…" Und als der Journalist Sascha Jelissejkin, ein Freund des Hauses Salnikow, nach dutzendmal Wählen endlich durchgekommen war, forschte er in Marinas Stimme, ob sie wohl lache oder weine. „Ich tue beides", antwortete sie, „immer im Wechsel und schon seit Stunden. Am längsten, als er schwamm – eine ewige Viertelstunde und vier Zehntelsekunden. Ich zählte seine Armzüge, vor allem auf den letzten 300 Metern. Immer zählen und immer wieder flehen, daß er nicht so oft durchziehen möge!"

Nur Wladimir Salnikow jr. weinte nicht. Er ließ sich lediglich von Mutters Aufregung anstecken und aß sein Essen nicht auf. Bis er seelenruhig seinen Mittagsschlaf antrat, bevor der Herr Papa gesiegt hatte. Der Vati wird's schon machen, hat er sich gesagt. Da kann eigentlich gar nichts schiefgehen. Früher, wenn er mich badete und in frische Windeln wikkelte oder mir die Flasche gab, klappte auch alles wie am Schnürchen und ohne große Aufregung. Marina sagt, er sei ein mütterlicher Vater. „Er hat ja sogar das Buch ‚Mutter und Kind' studiert…"

Als sie sich kennenlernten, saß der 21jährige Wladimir Salnikow bereits an jenem Tisch, an dem die historischen Figuren des internationalen Schwimmsports sitzen. Solche wie vor ihm Kornelia Ender und Roland Matthes oder nach ihm die „Sechsfache von Sòul", Kristin Otto, der kürzlich das IOC die olympische Krone der 1988er Spiele aufs Haupt setzte. In den Ruf eines Wundertäters gelangte Salnikow, als er bei Olympia '80 in Moskau die 1500-m-Freistilstrecke in weniger als 15 Minuten überwand. Und seitdem (also schon acht Jahre lang!) einziger jenseits dieser „Schallmauer", steht sein Weltrekord inzwischen bei 14:54,76 Minuten. Was heißt, fünfzehnmal hintereinander 100 m Freistil in 59,651 Sekunden! Das Tüpfelchen aufs i setzte er im 25-m-Becken von Bremen. Den Vorteil der 59 Wenden nutzend, schlug er nach 14:37,60 Minuten an. Das waren fünfzehn 100-m-Sprints von jeweils 58,506 Sekunden!

Eine nacholympische Entdeckung war die blonde Marina Bassowa aus Moskau. Deren Schwester Swetlana gehörte bei den 1980er Spielen zum Garderegiment der Hostessen und war mitverantwortlich für die Siegerzeremoniells. Sie fand ihre Auftritte und die Begegnungen vor allem mit den Schwimmern um den gut aussehenden, obendrein noch dreifach vergoldeten Salnikow so aufregend, daß sie ein Jahr darauf während einer Landesmeisterschaft in der gleichen Halle „ihren" Männern wieder einmal guten Tag sagte. An ihrer Seite Marina. Deren Anblick machte den Schwimmkönig aus Leningrad über Nacht zum Rosenkavalier. Der beiderseitige Wunsch, sich lieber schon morgen wiederzusehen als erst übermorgen, verkürzte von Mal zu Mal den langen Weg zwischen Newa und Moskwa. Siebter Hochzeitstag nun schon – und die beiden tun, als sei es der erste.

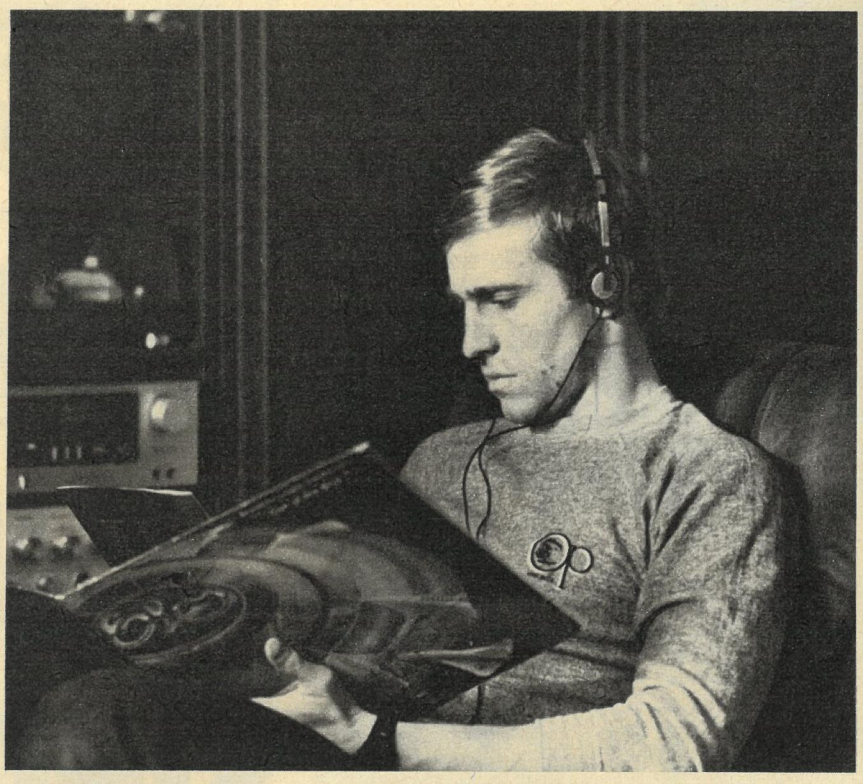
Gleichwohl ist seitdem viel Wasser die Newa heruntergeflossen. Oder

Ein Dutzend Weltrekorde

400 m Freistil		
3:51,41	6.4.79	Potsdam
3:51,40	19.8.79	Moskau
3:51,20	24.2.80	Leningrad
3:49,57	12.3.82	Moskau
3:49,57 (e)	12.7.82	Kiew
3:48,32	19.2.83	Moskau
800 m Freistil		
7:56,49	23.3.79	Minsk
7:52,83	14.2.82	Moskau
7:52,33	14.7.83	Los Angeles
7:50,64	4.7.86	Moskau
1500 m Freistil		
14:58,27	22.7.80	Moskau
14:56,35	13.3.82	Moskau
14:54,76	22.2.83	Moskau

(noch gültige 1500-m-Weltbestzeit für 25-m-Bahnen: 14:37,60 min, geschwommen beim Europapokal 1982 in Bremen).

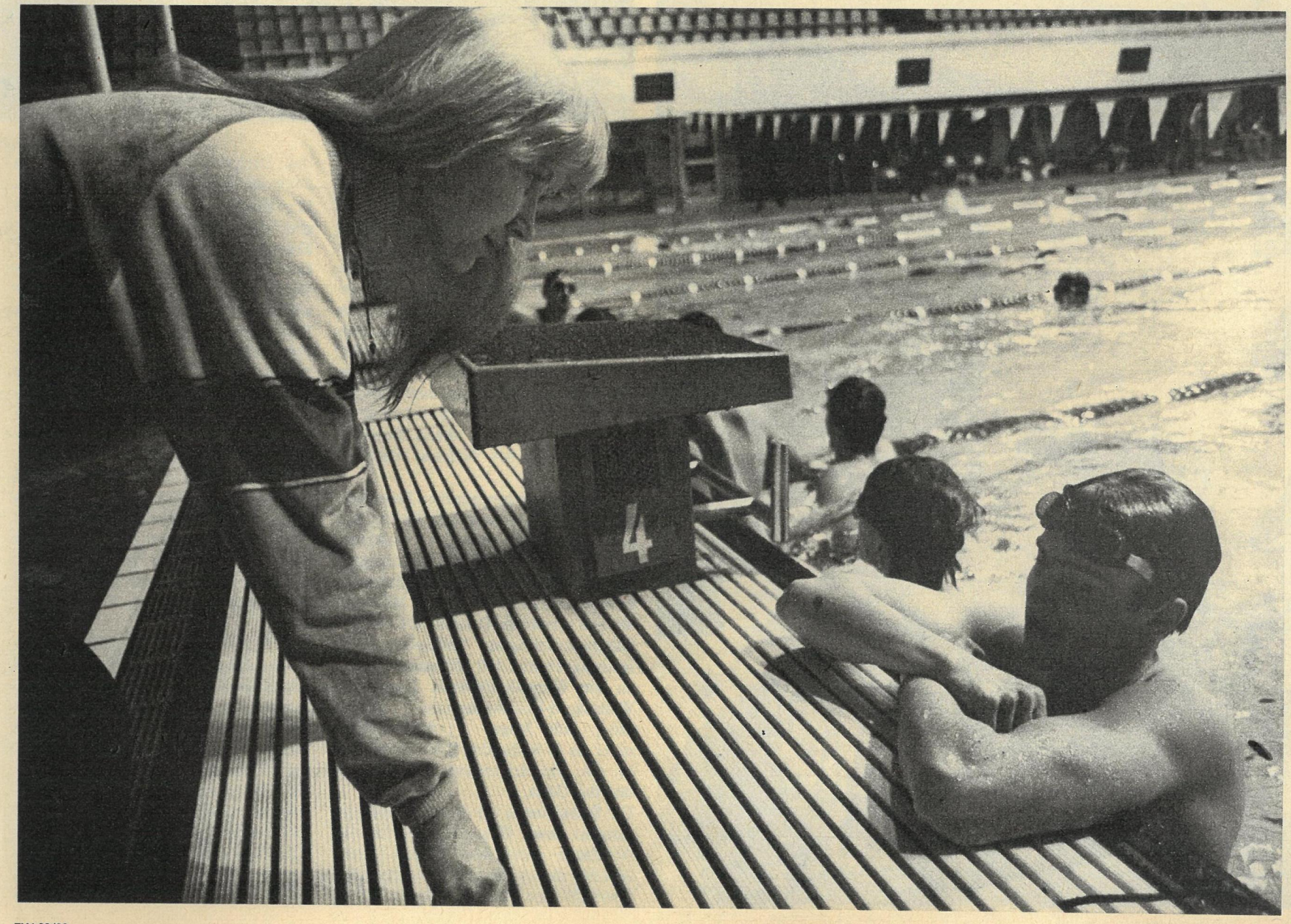
Ein Weltenbummler zu Hause. In Sòul war die Sehnsucht nach Frau und Sohn am schlimmsten. „Die wurde ich auch beim Schwimmen nicht los."



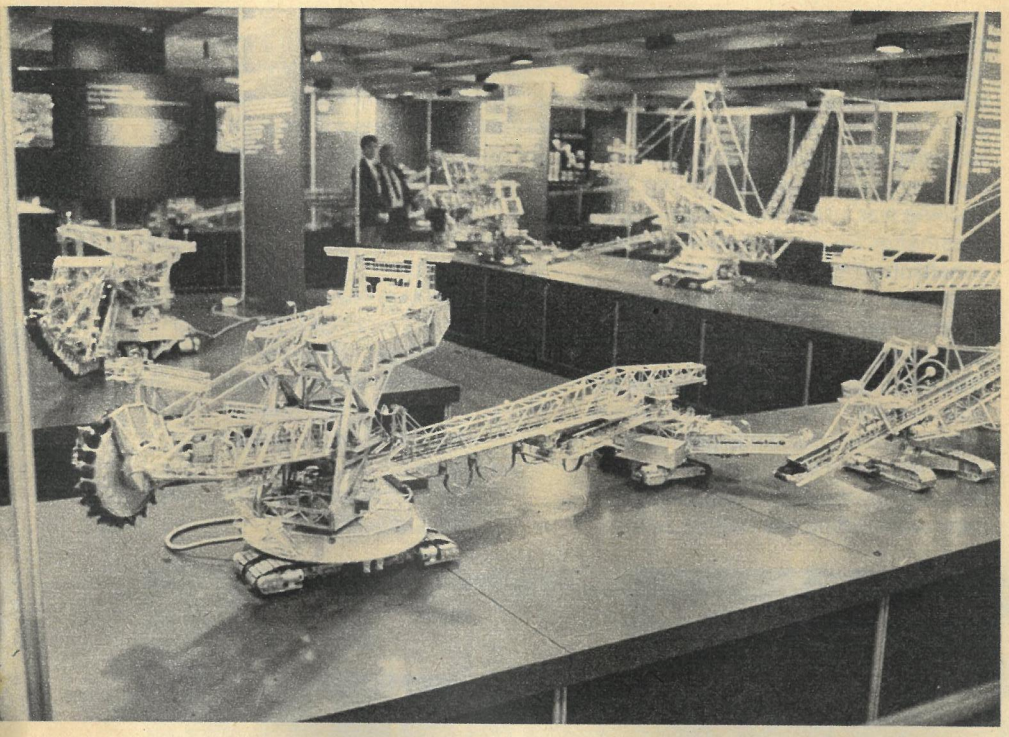
die Moskwa, in deren Nähe die Salnikows jetzt wohnen. Es kam zum Beispiel der Tag, da wurde der scheinbar unbesiegbare Langstrecken-Heros geschlagen. Er war so etwas gar nicht gewohnt. „Plötzlich verlor ich und begab mich damit in die bis dahin bitterste Prüfung meines sportlichen Lebens. Aber diese war heilsam. Mit einem Mal machte ich die Erfahrung, daß Siege und Weltrekorde zwar sehr angenehm sind, man aber eine wahre Konkurrenz nicht gegen die Stoppuhr, sondern mit lebendigen Menschen austragen muß, die genauso vom Sieg träumen wie man selbst. Und zur Rechtfertigung von Niederlagen entwarf ich für mich ein Motto: Im Vergleich zum Untergang des Universums in einigen Hundertmilliarden Jahren ist ein versäumter Sieg wahrlich eine Nichtigkeit…"
Es tut ihm gut, wenn die Leute darauf verweisen, daß er immer noch einziger in der Welt ist, der die 1500 m Freistil in weniger als 15 Minuten schwamm – und das immerhin schon viermal! „Andererseits verstehe ich nicht, warum ausgerechnet m e i n Weltrekord länger leben soll als alle anderen. Schon vor vier Jahren dachte ich darüber nach, daß es in unserer, der wohl schnellebigsten Sportart gar nicht möglich ist, jahrein, jahraus in der Führungsrolle zu bleiben. Irgendwer von den Jüngeren wird schon kommen und dir den Weltrekord abjagen, sagte ich mir. Vielleicht schon morgen – und davor hatte ich keine Angst." Aber es kam keiner, bis heute nicht.
Von seiner Qualität abgesehen, ist Salnikows Rekord auch aus anderen Gründen von schon so langer Lebensdauer. Es gibt wohl kaum jemanden, der diese von penibler Einteilung der Kräfte beherrschte Strecke tiefgründiger durchforscht hat als er. Praktische Erfahrungen gab es zur Genüge. Salnikow hat sie einmal zusammengefaßt: „Zuallererst muß eine derart enorme Anstrengung Freude machen. Entscheidend ist der intuitive Spürsinn für das richtige Maß der Kräfteeinteilung, am schwierigsten indes die Überwindung der unterwegs unausbleiblichen physischen Flaute."
Er befand, „daß einen 300 Meter vorm Ziel die Müdigkeit wie ein Stein zu Boden drückt". Als er seinen noch immer gültigen Weltrekord schwamm, rutschte ihm die Bemerkung über die Zunge: „Hätte ich noch drei, vier Meter schwimmen müssen, wäre ich wahrscheinlich untergegangen." Und nach seinem jüngsten Olympiasieg, in jahrelangem Stilleben vorbereitet und die Sensation eines „Schwimmopas", sagte er: „Nachdem ich bei etwa 700 Metern das Risiko eingegangen war, die Spitze zu erkämpfen und mich von der Konkurrenz abzusetzen, geschah etwas, was ich im Grunde gar nicht beschreiben kann. Das war noch härter als der vielzitierte Kampf gegen sich selbst. Am Ende wurde es sogar furchtbar."
Kaum von Sòul nach Moskau zurückgekehrt, vertiefte sich Salnikow wieder in seine Dissertation. In ihr beschreibt er das Vorspiel seiner beiden Weltmeisterschaftssiege von Westberlin '78. „Damals, achtzehnjährig, schwamm ich im armenischen Zachkadsor pro Woche bis zu 140 Kilometer. Vor Sòul betrug meine Belastung wöchentlich nicht mehr als 80 bis 85 Kilometer. Der Unterschied ist gravierend, was jedoch nicht heißt, daß ich weniger gearbeitet hätte. Das Training war intensiver, ich ging auch ernsthafter als je zuvor an die wissenschaftliche Sicherstellung heran."
Stets Marina zur Seite, wurde viel experimentiert. „Oft hatten wir Glück, manchmal auch keins. Doch wer mit Wissenschaftlichkeit in der Praxis etwas bewirken will, wird auch in einem negativen Resultat ein Ergebnis finden." Am Ende fanden beide einen Ausweg aus allen Zweifeln, ob es denn wohl richtig war, mit 28 Jahren und von Rückschlägen, Verletzung, Krankheit, auch Enttäuschung heimgesucht, Olympia '88 zu wagen und dort nicht nur „ehrenhalber" mitzuschwimmen. „Der ‚Tourist' Salnikow hätte mir gar nicht gefallen…"
So sieht er also aus – einer der besten Schwimmer aller Zeiten. Dem sein langjähriger Trainer Igor Koschkin rundweg bescheinigte, überragendes Talent nicht zu besitzen: „Ich bin bis heute der Meinung, daß Wolodja sowohl in der Schnelligkeit wie auch in der Bewegungskoordination nur durchschnittliche Fähigkeiten aufweist. Meine Entscheidung, mit ihm zu arbeiten, wurde eher durch seinen Charakter beeinflußt. Schon mit zwölf Jahren war dieser Junge erstaunlich gewissenhaft und streng gegen sich selbst." Der ehemalige Weltklasseschwimmer Semjon Beliz-Geiman brauchte zur Personenbeschreibung Salnikow nur einen Satz: „Sein Talent sind zehn Prozent des Erfolges, der Rest harte Arbeit."
Wenige Tage vor seinen drei Olympiasiegen und dem „Schallmauer"-Weltrekord von Moskau '80 erwarb Salnikow nach letzter Englisch-Prüfung schnell noch das Diplom eines sprachkundigen Fremdenführers. „Interessehalber. Mir war danach. Aber auch diesen Titel gab's leider nicht ohne Arbeit…"

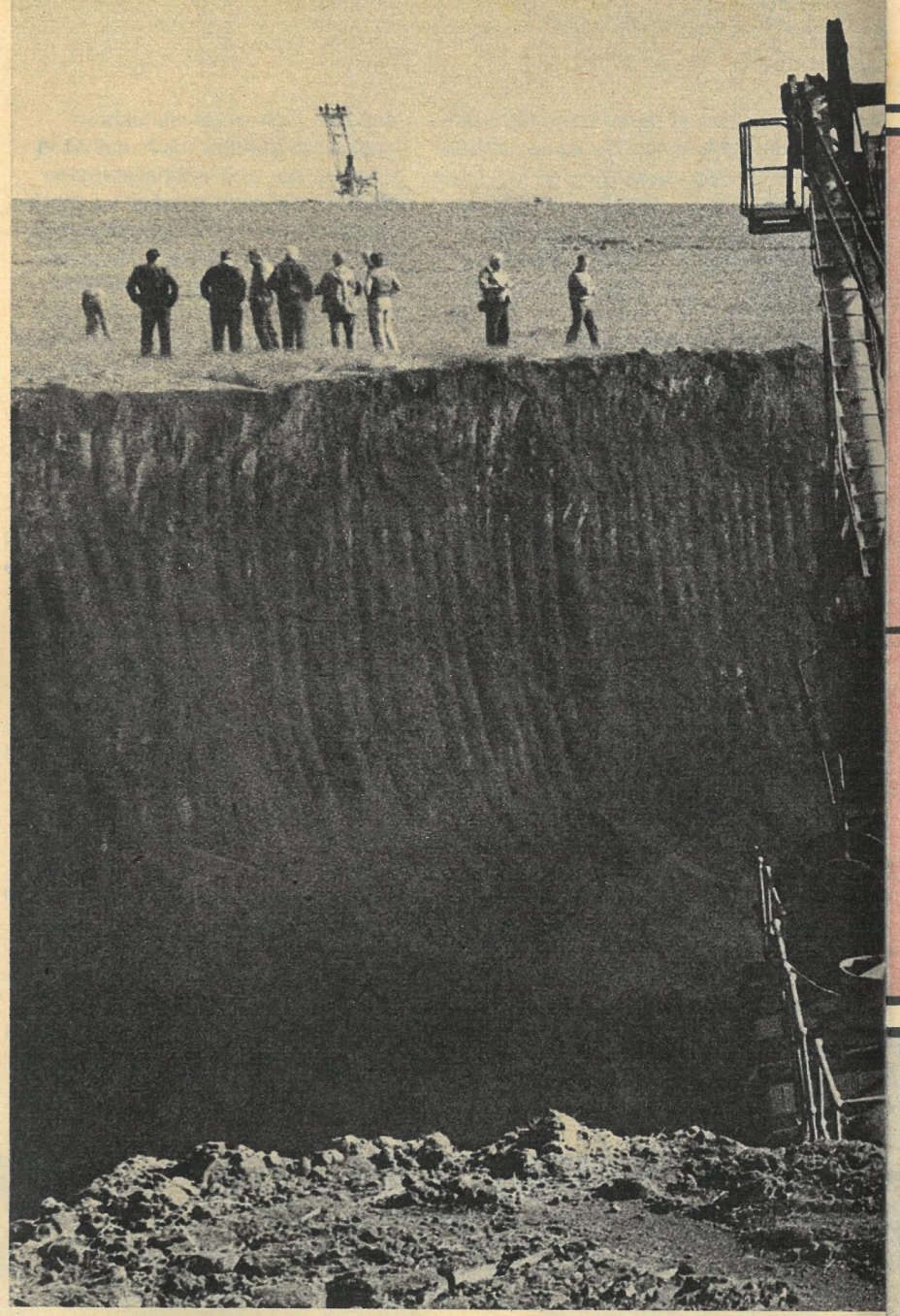
Hans Richard Vollbrecht (Text)
Igor Utkin (Fotos)

Zwiesprache am Beckenrand. Als einziger, der schon 1976 in Montreal dabei war, will Wladimir Salnikow zwölf Jahre später auch nach Sòul. Die Zeichen stehen gut.



Mikroskopisch klein wirken die Modelle (Foto unten), vergleicht man sie mit dem, was sie darstellen: Bagger aus dem DDR-Kombinat TAKRAF. Auf der unlängst in Moskau gezeigten DDR-Ausstellung symbolisierten diese Miniaturausgaben gewaltiger Tagebautechnik ein gutes Stück Leistungskraft. Im weltgrößten Steinkohlentagebau, im Revier Ekibastus in der Kasachischen SSR, wird der 18. Schaufelradbagger aus dem Lauchhammerwerk montiert.





Im Kommen: die Enkelgeneration der Dynastie Arbejew

Flach wie ein Tablett breitet sich die Steppe bei Ekibastus. Was sie den Menschen anbietet, liegt zwar nicht da wie auf dem Präsentierteller, aber nur wenige Meter unter der Erdoberfläche: Steinkohle. Sie kann im Tagebauverfahren gefördert werden. Wenige Wochen, nachdem sich der erste Baggerlöffel in den Boden gegraben hatte, um dort eine weitere Grube namens „Maikubenski" zu erschließen, standen FW-Reporter am Rande dieses künstlichen Cañons, den noch der Ausleger eines Löffelbaggers überragte (Foto oben). Doch da ging die Zeit des Löffelns schon zu Ende...

Der Appetit der sowjetischen Energieindustrie auf Kohle aus dem Revier Ekibastus ist groß, braucht produktivere Abbaumethoden: Schaufelradbagger. Die Jahreskapazität dieser jüngsten Grube des Reviers soll 20 Millionen Tonnen erreichen. Dann liefert die Produktionsvereinigung Ekibastusugol in jeder Jahresfrist 100 Millionen Tonnen an die Wärmekraftwerke. Durch die Weltrekord-Überlandleitung (Spannung: 1150 Mega) fließen dann mehr als 40 Milliarden Kilowattstunden in die Industriezentren Kasachstans und des Urals.

Die Selbstkosten der Steinkohlenförderung in dieser Gegend liegen um das Achtfache unter dem UdSSR-Durchschnitt; die Arbeitsproduktivität aber übertrifft den Landesdurchschnitt um das Dreizehnfache. Dank vor allem auch der Fördertechnik aus der DDR. Ein Kilogramm Kohle aus Ekibastus gibt etwa drei Kilowatt elektrischer Energie her.

Unter den Steinkohlenkumpeln des Reviers ist die Arbeiterdynastie Arbejew wohlbekannt. Der Vater des heutigen Baggerführers Telubai Arbejew (unser Foto unten links zeigt ihn mit einem Teil seiner Familie) war ein Analphabet namens Scharapi, der noch – als Kohlenkuli – die bewegten Zeiten im Dienste des englischen Kapitalisten Urquhart erlebt hatte. Urquharts Bemühungen um Konzessionen für Nordkasachstans Bergbau und die Schwerindustrie des Urals hatten seinerzeit Lenin zu prinzipiellen Darlegungen über die Neue Ökonomische Politik veranlaßt, unter anderem in seiner Rede vor dem Moskauer Stadtsowjet am 20. November 1922.

Der heute einundfünfzigjährige Sohn des Analphabeten von damals zog 1956 mit Tausenden Komsomolzen in die Steppe, um die Bodenschatzkammer von Ekibastus zu öffnen (vermutete Vorräte: mehr als 10 Milliarden Tonnen). Telubai wurde ein Industriearbeiter des 20. Jahrhunderts, hochqualifiziert, hochgeehrt. Heute ist er als Brigadier ein Spitzenkönner auf einem TAKRAF-Schaufelradbagger. Angefangen hatte er mit Pickhacke und Schaufel in der Nordgrube, als es die Stadt Ekiba-

TAKRAF in der Steppe

stus noch gar nicht gab. Sie ist gerade dreißig Jahre alt. Hier hat Telubai geheiratet, wurde er Vater von acht Kindern. Seine Söhne Abukir, Jeltai und Edige sind schon Bergleute, auch der vierzehnjährige Khanat will unbedingt am Bergbautechnikum studieren. Die Töchter Elmira, Venera und die Zwillingsmädchen Gulnara und Gulmira haben oder erlernen ebenfalls Berufe, die irgendwie mit der Kohle zu tun haben.

★

Von Zeit zu Zeit unternimmt der TAKRAF-Mann Gerhard Augustin eigentümliche Wanderungen durch das Ekibastuser Revier. Er beginnt seinen Fußmarsch stets am Montageplatz, wenn dort nach etwa anderthalb Jahren Bauzeit wieder ein fertiger Bagger steht. Zehn, zwölf, dreizehn Kilometer schreitet Augustin dann über felsige Wege, über pure Kohle, grubab, grubauf. Die Trasse, die der neue Bagger nehmen wird, um an seinen Einsatzplatz zu gelangen, Schritt für Schritt geht der DDR-Spezialist, sorgsam Festigkeit und Gefälle des Untergrunds prüfend. Ein Weg, der wochenlang vorbedacht und vorbereitet wurde. Er muß ihn freigeben. Für die Zeit der Durchfahrt verschwinden alle Hochspannungsfahrleitungen. Unlängst waren es dreizehn! Fahrstrom für die Baggermotoren muß aber doch da sein. Und die Abschaltungen dürfen den Grubenbetrieb nur geringstmöglich stören. Auch für das Überqueren der zahlreichen Gleise ist mancherlei Vorsorge zu treffen. Der TAKRAF-Mann muß sich also auch aufs Fahrplanmachen verstehen. Stunden braucht er für seinen Weg, der Bagger mehrere Tage. Denn dessen Geschwindigkeit darf sechs Meter in der Minute niemals überschreiten. Von früh bis zur Abenddämmerung wird gefahren. Schaffen sie an einem Tag zwei Kilometer, loben sie sich: „Das ist ja Spitze!“

Werner Ullrich, der den TAKRAF-Stand in der sowjetischen Hauptstadt betreut hat: „In Moskau war zu sehen, wie wir auf ganz spezielle Wünsche unserer sowjetischen Partner reagieren: z. B. mit dem Abraumbagger SRs (K) 1502, konzipiert für die schwierigen klimatischen und geologischen Bedingungen von Ekibastus und andere Einsatzorte in Frostgebieten.“ Ein Kompaktgerät mit sehr großen Schneidkräften, das auf Wunsch mit einer Programmsteuerung vom VEB Automatisierung und Anlagenbau Cottbus ausgestattet werden kann. Gerade fanden in Ekibastus wieder umfangreiche Schneidkraftmessungen statt.

Ullrich: „Das Ehrendiplom, das unser Betrieb zu Moskau erhielt, galt vor allem der seit zwei Jahrzehnten zum beiderseitigen Vorteil gediehenen Partnerschaft.“

Klaus Hurrelmann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Dimensionen: Mensch und Maschine

OBDACH LOS

„homeless people"

Hunger in Sichtweite des Weißen Hauses in Washington: Eine alte Frau bedient sich aus dem Müllsack

Sie sind allgegenwärtig, die „homeless people". Journalisten aus der BRD – Evelyn Holst vom „Stern" sowie Jörg Albrecht und Herlinde Koelbl vom „zeitmagazin" stellten fast zeitgleich in New York fest, daß für viele Menschen der „amerikanische Traum" vom Glück und würdevollen Leben längst ausgeträumt ist. Mit Blick auf das Weiße Haus, in dem so vieles zur Entscheidung steht und dessen Politik die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, hat sich eine Obdachlose ihren Schlaf- und Lebensraum gewählt (Foto oben links).

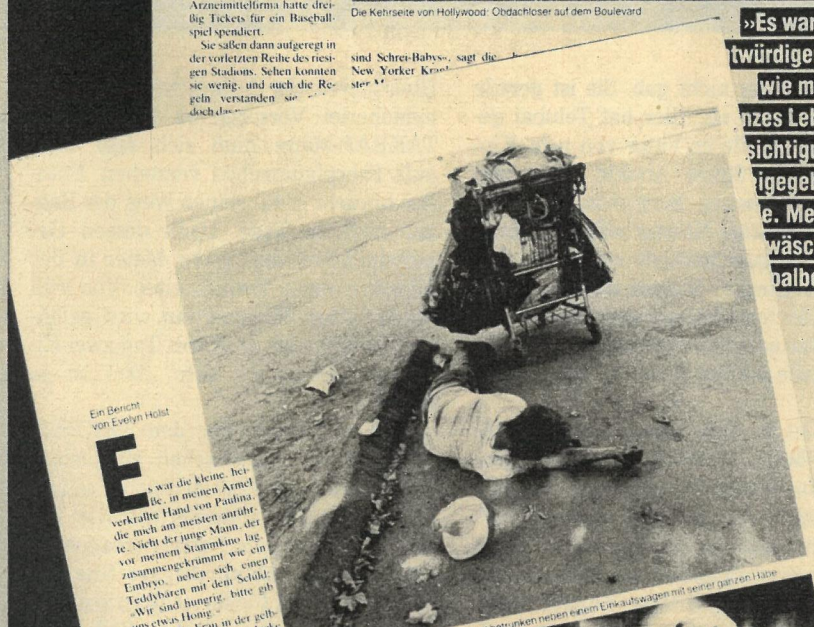
„Gib mir Deine müden, armen, gebeugten Massen ..., das kümmerliche Strandgut von Deinen stürmischen Gestaden. Schicke sie mir die Heimatlosen, die Sturmgepeitschten." So zu lesen am Sokkel der Freiheitsstatue im Hafen von New York. Die Verheißung galt jenen, die, der feudal-kapitalistischen alten Welt müde, das Land erstmals betraten. Mehr als hundert Jahre später vegetieren im Schatten der Lady Liberty an die 70 000 Männer, Frauen und Kinder. Die Heimat hat sie heimatlos gemacht.

Die Zahl der „homeless people" schätzt man für das ganze Land auf 300 000 bis 3 Millionen. Man fand es nicht der Mühe wert, sie vollends zu erfassen. Wer zählt schon die jämmerlichen Gestalten, die zwischen Mülleimern und Parkbänken ihr Dasein fristen? Sie leben nach der „Ethik des blanken Überlebens", wie der amerikanische Psychiater Richard Oberfield feststellt. In diese Ethik passen keine Haltungen, aus denen man noch zu lesen vermag: Siehe, es sind Menschen! In dieser Lebenslage verfällt die menschliche Würde von selbst. Stumpfheit, Alkoholismus und billigste Rauschgifte, Zorn und Aggressivität prägen dann die Lebensregeln. Die kalte Philosophie der Straße, die nun ihre Heimat ist, gewinnt Oberhand. Hunger und der Trieb, dieses Dasein zu vergessen, entkleiden die Dschungelgesetze aller bürgerlichen Fassade und demonstrieren sich nackt und brutal vor aller Augen.

„Aus den Augenwinkeln sah ich sie überall, in Mülleimern eintauchend, wo sie gierig den Sandwichrest herausfischten, den jemand vor ihnen hineingeworfen hatte, und ihn hungrig verschlangen. Schon das Zusehen würgte mich. Ich sah sie auf den Parkbänken im Central Park, an denen die Yuppies (junge Unternehmer – d. Red.) mit kalter Miene vorbeijoggten – Wesen wie aus einem schlechten Horrorfilm; wenn man die Augen fest genug zudrückte, würden sie sicher verschwinden", schreibt Evelyn Holst.

Nein, sie verschwinden nicht. Nach Berechnung einer Wohlfahrtsorganisation werden im

Die Kehrseite von Hollywood: Obdachloser auf dem Boulevard



Ein Bericht von Evelyn Holst

»Es war so würdigend, wie mein nzes Leben sichtigung eigegeben e. Meine wäsche, palben«

Sacramento, Kalifornien: Ein Mann liegt betrunken neben einem Einkaufswagen mit seiner ganzen Habe

Menschen, die in Kartons schlafen: Wer auf der Straße leben muß, wird erfinderisch

Früher Morgen am Cooper Square in New York. Ein Stadtstreicher schläft noch. Bald wird ihn die Polizei vertreiben

110 stern

stern 111

»Seht mich an! Eines Tages könntet ihr an meiner Stelle sein!«

JOHN BURROWES

John Burrowes riß mit 15 von zu Hause aus. Jetzt bettelt der Alkoholiker Passanten auf der Bowery in New York an

stern 113

Jahre 2003 rund 19 Millionen Obdachlose im Land der unbegrenzten Möglichkeit herumvagabundieren. Wie wird man obdachlos? „Mehr als ein Viertel der New-Yorker Bevölkerung lebt nach der offiziellen Statistik unter der Armutsgrenze", schreibt Jörg Albrecht. Seit der Präsident die Politik der Umverteilung zugunsten der Reichen praktiziert, rutschen immer mehr Menschen ins gesellschaftliche Abseits: „Aus normalen Durchschnittsamerikanern werden schlecht Verdienende, aus schlecht Verdienenden Arme und aus Armen Obdachlose."
Die Regierung jedoch meint, diese Menschen seien mehr oder weniger freiwillig obdachlos geworden. Die Stadt stellt schließlich für die Obdachlosen sogenannte „welfare hotels", Häuser mit winzigen Wohnlöchern, kaputten oder fehlenden sanitären Anlagen. Obdach für Ratten und Anlaufstellen für „Geschäftsleute" in Sachen Drogen und Prostitution. Die meisten fliehen aus den stinkenden Kloaken und bevorzugen Parkbänke. Diese für ein reiches Land beschämende Situation wird vollends zum Skandal, wenn man erfährt, daß die Besitzer dieser „Hotels" einen Jahresgewinn von über drei Millionen Dollar in ihre Taschen wirtschaften. Steuergelder, die von der Stadt und aus Bundesmitteln gezahlt werden. New York ist reich und erlebt einen Bauboom ohnegleichen, doch die Mieten sind unerschwinglich, und den Bau von Sozialwohnungen kann die Stadt nicht allein tragen. Die Stadtväter wehren ab und hoffen, daß die Obdachlosen, des Überlebenskampfes müde, andere Landstriche heimsuchen. Die Stadtverwaltung empfiehlt jedem New-Yorker, sich mit Gefühlskälte zu wappnen und den Bettlern nichts zu geben. Das sei herausgeworfenes Geld. In der Tat ist es verlorenes Geld, nicht das Geld der Mitfühlenden kann die Obdachlosen sättigen und in vier Wänden betten. „Städtische Grundstücke für sozialen Wohnungsbau, nicht für heiße Spekulationen", lauteten Schilder auf einer Demonstration der „homeless". Diese Momente der Auflehnung sind nicht häufig, zu machtvoll und zu durchgreifend sind die kapitalistischen Werte, daß jeder so lebt, wie er es verdient. Selbst bei den Ärmsten der Armen ist das Schuldgefühl anzutreffen, aus dem Leben nichts gemacht zu haben. Das ist die bittere Kehrseite des „american way of life", die durch den Wirtschaftskurs der Regierung sich zur obszönen Brutalität auswuchs: Wer nicht gelernt hat, Geld zu machen, kann sich weder der Solidarität, der sozialen Sicherung und des Schutzes der einfachsten Rechte, wie des Rechts auf Arbeit und auf Wohnung, erfreuen.

Hans Bergmann

FREIE WELT

Milenas Tip:

Kennen Sie Prago-Tour?

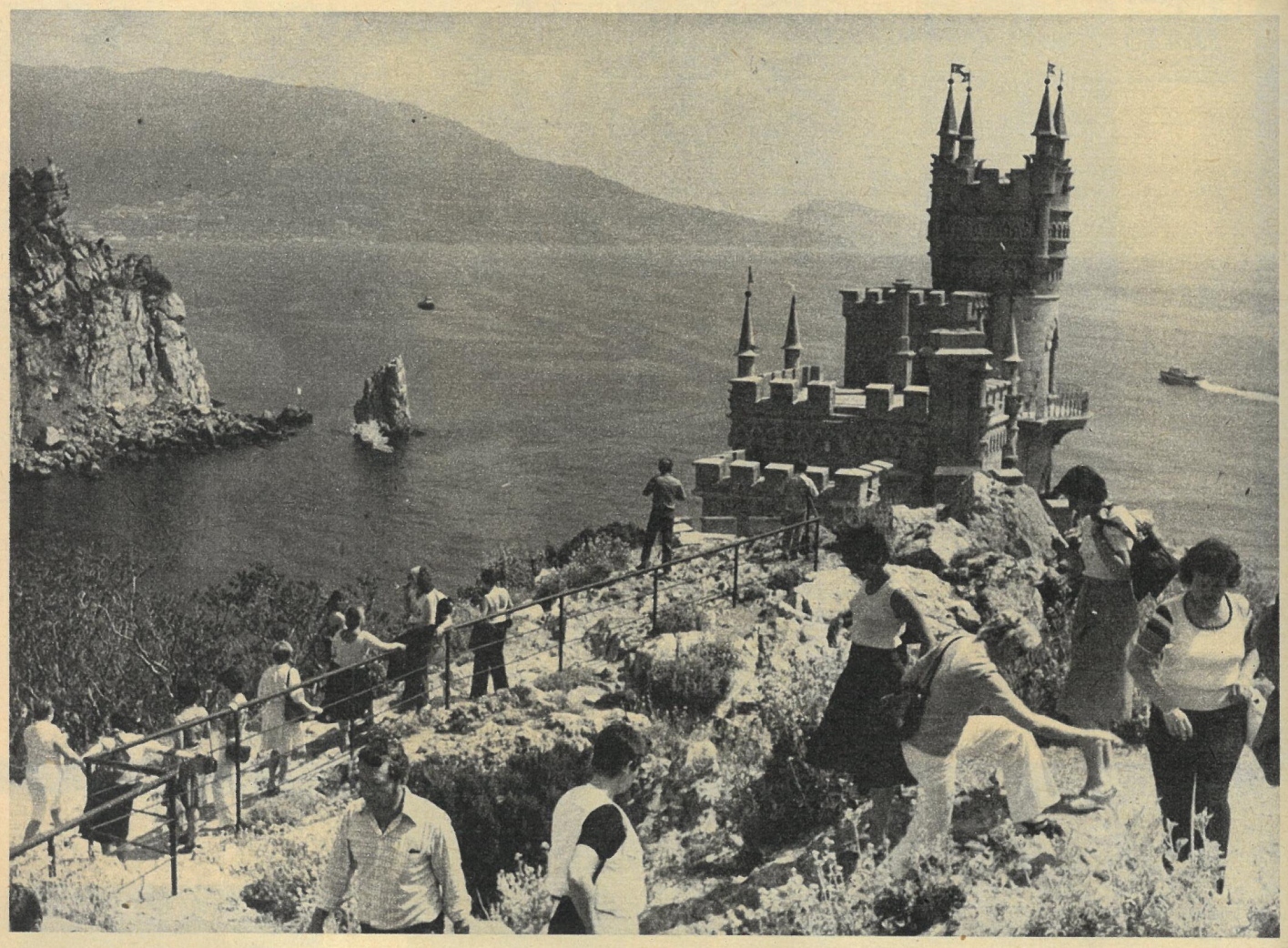
Hallo! Was würden Sie machen, wenn Ihr liebes Automobil Sie im Stich läßt? Und das mitten in Prag. Und die Werkstatt feststellt: Bedauerlich, aber es dauert zwei Tage, mindestens... Nach Hause fahren? Das ist viel zu umständlich. Doch wo bleiben, wenn man keine Bekannten hat und die Hotels belegt sind? Das ist der Punkt, wo Prago-Tour einspringt. Eine kleine Agentur, nicht so bekannt wie unser CEDOK, aber sie kann viel (25 Mitarbeiter und ein Direktor erwirtschaften mit diversen Dienstleistungen monatlich eine Million. In Kronen).

Ein „Trick" von Prago-Tour: der Vertrag mit dreißig preisgünstigen Hotels. Wenn nämlich in diesen Hotels, aus welchen Gründen auch immer, Gäste nicht anreisen, melden sie das dem Dispat-

cher von PT. Na, der Rest ist doch klar. Diese freien Zimmer vermittelt PT in seinem Service-Büro. Direkt im Zentrum, gleich beim Kaufhaus „Kotva". Das kennt wohl jeder Pragfahrer. Ja, so bin ich, als mich das Pech mit meinem Auto bei einer Spritztour von Bratislava nach Prag erwischte, doch zu meinem geruhsamen Nachtschlaf gekommen. Obwohl es – wie man hört – eigentlich noch zehntausend Hotelbetten zuwenig gibt. Übrigens: PT bietet auch gediegene Privatzimmer für 80 bis 130 Kronen die Nacht an (die 10 PT-Kronen für den Vermittlungsdienst inclusive). Dieser Preis ist, nebenbei bemerkt, für alle gleich. Egal, ob Sie aus Bratislava, Leipzig, Dresden oder Berlin kommen. Ein Rest von Egalité in der Hotellerie... So, nun kennen Sie Prago-Tour. Vor allem wünsche ich Ihnen: Gute Fahrt!

Ihre Reisebegleiterin Milena

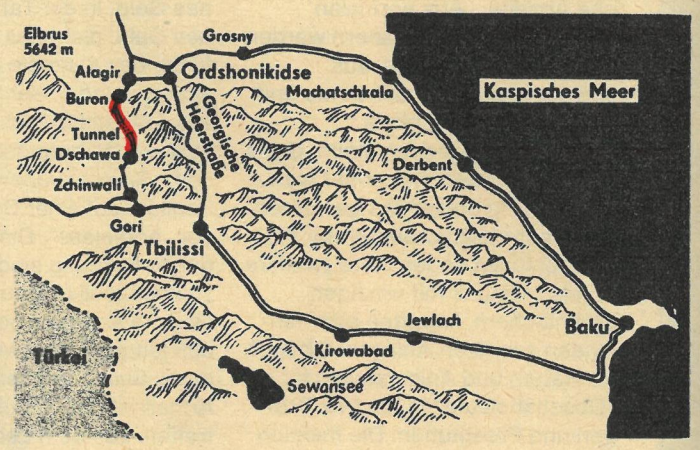
Fotos: V. Hohlfeld, H.-P. Gaul; ZB; SOFIA-PRESS; FW-Karte: H. Wende; Repro (2): Redaktion: Volker Hempel



Die Krim soll schön bleiben

Ein gewöhnlicher Tag im Oktober... Für Alexander Roschtschupkin jedoch ein enorm wichtiges Datum. Ihn erreichte die Mitteilung aus Moskau: Der Krim-Beschluß des Ministerrates der UdSSR ist gefaßt. Dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Gebietssowjets der schönen Halbinsel am Schwarzen Meer fiel ein Stein vom Herzen: „Ich bin sicher, daß meine Freude von jedem geteilt wird, der auch nur einmal an unseren Ufern weilte" (Foto: das „Schwalbennest" bei Jalta). Lange Jahre hatten er und andere Verantwortliche der örtlichen Organe versucht, den auswuchernden Industrialisierungsprozeß auf der Krim zu stoppen. Im letzten Vierteljahrhundert entwickelte sich dort eine mittlere Industriezone: ein Brom- und Sodawerk, die chemische Produktionsvereinigung „Titan", eine Anilinfarbenfabrik, Tagebaue, Steinbrüche, ein Eisenerzkombinat, ein weiterer Chemiegigant bei Saki, wo die Natur dem Menschen den unschätzbar wertvollen Heilschlamm bietet... „Viel Schaden wurde so manchem der schönsten Flekken der Krim zugefügt", bedauerte der Vorsitzende. Von sowjetischen Pressekollegen befragt, ob man nicht zu lange geduldig gewesen sei, erklärte Alexander Roschtschupkin: „Die Briefe, Vorschläge, Forderungen und Bitten, die an Kiew und Moskau gerichtet wurden, sind nicht zu zählen. Doch die langen Korridore der Ministerien und Komitees schluckten die alarmierenden Signale. Dabei weiß jeder, welch ein bedeutender – auch ökonomischer – Faktor die Gesundheit ist und welche Rolle die Krim dabei spielt." Nach dem Aprilplenum 1985, als weitere Anträge auf industrielle Vorhaben, u. a. zur Gießereiproduktion in Dshankoi, angemeldet wurden, ließ der Gebietssowjet der Krim ökologische Analysen für das gesamte Territorium erarbeiten. Auch die Wissenschaftler der Akademien in Kiew und Moskau sprachen sich darin für die Entlastung der Krim aus. Und der Ministerrat beschloß: Der Bau neuer, die Erweiterung der vorhandenen Industriebetriebe auf dem Territorium des Krimgebietes wird nicht fortgesetzt. So kann sich die Krim in Richtung ihrer ureigensten Bestimmung weiterentwickeln. Die „Industrie der Gesundheit und Erholung", so der Vorsitzende, „hat bei uns wieder das Monopol."

Volker Hempel



TRANSKAM. Diese Karte veröffentlichte FW 1981 in einer Reportage über den Bau der 65 Kilometer langen Transkaukasischen Automagistrale (rote Strecke). Viele Leser, so jüngst Herr Christian Voigt aus Dresden, interessierten sich für den Fortgang der Arbeiten, die ursprünglich 1983 ihren Abschluß finden sollten. Doch die Berge forderten ihren Tribut. So glückte der Durchbruch des Autotunnels unter dem Rokski-Paß, mit 3,6 Kilometern der längste der UdSSR, erst am 19. Januar 1984. Seine endgültige Fertigstellung wurde im Dezember 1986 gemeldet. Am 11. Oktober berichtete nun die „Iswestija", daß die TRANSKAM, eine serpentinen- und spitzkehrenfreie Allwetterautobahn, vollständig dem Verkehr übergeben wurde.

Infrastruktur ist vorrangig

Auskünfte von Igor Konowalow, Präsident von INTOURIST

Seit drei Jahren leiten Sie INTOURIST. Wie entwickelte sich der Touristenstrom in dieser Zeit?

Er wuchs, Jahr für Jahr um 15 Prozent. Gleichzeitig stieg unsere Verantwortung. Allerdings, es gibt Probleme, die sich nicht allein durch Zuverlässigkeit in der Arbeit lösen lassen...

Sie denken an fehlende Hotels?

Ja, ein großes Problem. Für 1989 haben wir bei voller Auslastung unserer Hotels alle Reisen unter Vertrag. Aber gewöhnlich wenden sich im Laufe des Jahres Ausrichter von Konferenzen, Treffen und Symposien mit der Bitte an uns, ihre ausländischen Gäste unterzubringen. Gerade in Moskau haben wir eine begrenzte Kapazität von 8500 Hotelplätzen. Im Zentrum verfügt INTOURIST z. Zt. nur über das „Kosmos", „Intourist", „National" und „Belgrad". Alle anderen Hotels gehören anderen Organisationen...

Also gibt es nur einen Ausweg: Bauen?

Wir bauen! In Moskau am Kiewer Bahnhof, auf dem Olympiskij Prospekt, in Sokolniki und in der Malaja Juschunskaja uliza. Das „Metropol" und „Berlin" rekonstruieren wir, letzteres wird seinen alten Namen „Savoy" wiedererhalten. „Berlin" soll eins der neuen Hotels heißen. 1990 öffnen dann alle. Das bedeutet einen Zuwachs von 5000 Plätzen. Aber auch das reicht nicht. Darum beginnen wir in Moskau 1989 mit dem Bau weiterer fünf Hotels.

Zwei Millionen Ausländer wurden in diesem Jahr bisher von INTOURIST empfangen. Wie viele Sowjetbürger reisten mit INTOURIST in andere Länder?

Weniger. Etwa 700 000 – wohlgemerkt, auf INTOURIST-Routen.
Die Gewinne aus dem Auslandstourismus müssen wir gegenwärtig zum großen Teil in die Entwicklung unserer touristischen Infrastruktur investieren. Sobald sich unsere Möglichkeiten und die unserer ausländischen Partner in etwa angleichen, können wir diese Relationen verändern.

Interview: W. Arssenjew

Großer Bahnhof für Georgi

Für die 50minütige Verspätung des D 392 Kiew–Berlin konnte Georgi Leontjewitsch Zyschik nichts. Er ist ein pünktlicher Mensch. Der 50jährige Werkzeugmaschinenbauer, Spitzendreher und Fräser liefert zu Hause im Gorki-Kombinat Qualität, auch für den Export in die DDR, termingerecht seit 34 Jahren. Was anderes könnte er sich wohl auch kaum erlauben. Seine Frau Nadeshda als Hauptbuchhalterin der Produktionsvereinigung hat die Übersicht, und auch Tochter Natascha und Sohn Wolodja kennen Vater als Zuverlässigkeit in Person, arbeiten im gleichen Werk. Gleich drei Ehrendelegationen harrten fast eine Stunde aus, um diesen Mann zu begrüßen: Vertreter des Reisebüros, von INTOURIST und der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Sicher, er hat in diesem Jahr seine Wettbewerbspartner im Leipziger Drehmaschinenwerk, die er seit '81 persönlich kennt, übertroffen, trägt die Aktivistennadel unserer Republik. Endlich ist der Zug da. Blumen für Georgi. Er ist, ganz zufällig, seit 1955 als Gast des Reisebüros der DDR der 1,5millionste sowjetische Tourist. Ehre wem Ehre gebührt.

Mit JT auf Tour

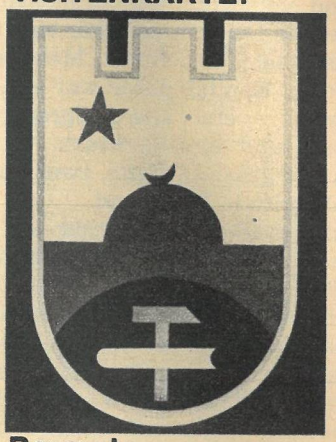
Heute: Bulgarien

Im vorigen FW-Ratgeber (20/88) informierten wir über das JT-Reiseangebot 1989 in die Sowjetunion. Heute: Auf nach Bulgarien! Was bietet „Jugendtourist" im nächsten Jahr? Zunächst – Wintersport. Die Reisen führen u. a. ins Witoscha-Gebirge nach Aleko, in die Rhodopen nach Smoljan (mit täglichem Transfer nach Pamporovo) und ins Rilagebirge nach Maljowitza. Wer sich im alpinen Skisport versuchen möchte, trifft es in Maljowitza genau richtig. Und „Asse" haben hier die majestätischen Gipfel von Borowez quasi vor der Nase. Die orangefarbenen Gondeln des Kabinenlifts befördern pro Stunde 1200 Fahrgäste auf den 2350 Meter hohen Jastrebez-Gipfel (Foto). Dort kann man auf der längsten Skipiste Bulgariens (3100 m, Höhenunterschied 860 m) abfahren. Wichtiger Tip: Eigene Skiausrüstung mitnehmen, denn Ausleihe kostet. Nun zum Sommer: JT erfüllt den Wunsch vieler Zeltler und hat am Schwarzen Meer eine ganze Menge Campingplätze gebucht – in Smokinite, Obsor, Kamtschia... Wer lieber ein festes Dach über dem Kopf haben möchte, kann in den Sommerhochburgen Albena, Slatni Pjassazi, Slantschev Brjag und im INTERCENTER Primorsko Quartier machen. In Nessebar, Sosopol und Drushba hält JT Privatzimmer für junge Leute bereit. Reizvoll ist wohl auch dieses Angebot: Berge (Aleko z. B.) und Meer (Slantschew Brjag) auf einem Trip. Die Wanderfans lädt JT ins Rilagebirge ein (Standort Maljowitza). Übrigens, viele Erholungsreisen im Sommer sind auch Familienreisen (mit Kinderpreisen!). Zum Schluß noch ein Extra – erstmalig gibt es eine Donauschiffsreise von Vidin nach Russe.

Gitta Berg

Rilagebirge im Pulverschnee. Über 50 000 Reisen nach Bulgarien bietet „Jugendtourist" 1989 an.

HERALDISCHE VISITENKARTE:



Bewegte Vergangenheit

Fragt man einen Budapester nach der zweitschönsten Stadt seines Landes, wird er gewiß Pécs, die 2000jährige Hauptstadt des südungarischen Komitats Baranya nennen. Pécs, Spiegelbild bewegter ungarischer Vergangenheit, stand lange Zeit unter dem Einfluß römischer und türkischer Kultur. Es entwikkelte sich aus einer keltischen Siedlung und hieß als römische Provinzstadt Sopianae. Dem heutigen Namen begegnet man erstmals in einem Dokument von 1093 in der Form Peuche, später Pechy, Peech und Pecz. Die viertgrößte Stadt Ungarns (über 175 000 Einwohner) besitzt ein attraktives Wappen. Der rote Stern im gold-blauen Halbrundschild symbolisiert Pécs als sozialistische Metropole. Auch der Schildfuß mit rotem Hammer und silbernem Buch auf schwarzem Grund deutet auf die Gegenwart hin: Die Stadt am Südhang des Mecsekgebirges wird damit einerseits als wissenschaftlich-kulturelles Zentrum Transdanubiens, u. a. mit zwei Universitäten und Hochschulen sowie zahlreichen Instituten, gekennzeichnet, während andererseits die wachsende industrielle Entwicklung von Pécs, vor alem seit der Uranerzgewinnung, sinnbildhaft zum Ausdruck kommt. An die Vergangenheit erinnern im Wappen von Pécs der Schatten einer Moschee und die Mondsichel. Von Pécs und weiteren ungarischen sowie zahlreichen anderen europäischen Städten und ihren Wappen – von Reykjavik bis Istanbul, von Murmansk bis Lissabon und Nikosia – berichtet in Wort und Bild eine Neuerscheinung, die im Verlag NEUES LEBEN für das kommende Jahr vorgesehen ist: „Kreuze, Kronen und Kastelle." Lesen Sie den FW-Buchtip dazu in einem unserer nächsten Hefte.

Alexander Woit

Nach meiner Entlassung aus britischer Kriegsgefangenschaft wurde ich zunächst im Rheinland ansässig und versuchte wie Millionen andere in Deutschland, mir eine neue Existenz aufzubauen. Mein materielles Kapital dafür war denkbar gering – eine alte feldgraue Uniform und ein Rucksack, in dem meine gesamte Habe, zwei Bücher inbegriffen, Platz fand.

Ich besaß aber ein sehr viel Gewinn versprechendes geistiges Kapital – das war die schonungslose Abrechnung mit dem Nationalsozialismus und mit meinem bisherigen Lebensweg. Das war das Suchen und Finden einer wirklich meinem Vaterland nutzenden Alternative. Ein Kapital, das ich ständig bemüht war zu mehren und zu gebrauchen. Zudem war ich jung und gesund.

Die Bilanz der zwölfjährigen Naziherrschaft war furchtbar. Der zweite Weltkrieg war der schrecklichste und verheerendste aller Kriege, die es jemals gegeben hatte. Er endete mit der totalen Zerschlagung des „Tausendjährigen Reiches". Verzweiflung, Ratlosigkeit, Hunger, geistige und moralische Zerrüttung bestimmten das Leben der meisten Deutschen. Und das war nach allem Vorangegangenen nicht verwunderlich.

Ich hatte mich wie alle mit dem Geschehen auseinanderzusetzen, mein eigenes Handeln in der Zeit der Naziherrschaft kritisch einzuschätzen und erneut meinen Platz im Leben zu finden...

Aber würde mein Beitrag auch gefragt sein, wie stand es mit meiner persönlichen Zukunft? Immerhin war ich ehemaliger SS-Mann, dazu Offizier des Reichssicherheitshauptamtes, der Zentrale einer verbrecherischen Organisation, wie das Internationale Nürnberger Tribunal in seinem Urteil festgestellt hatte.

Soweit möglich, hatte ich die Kriegsverbrecherprozesse in der Presse verfolgt, später habe ich dann die neununddreißig Bände der Prozeßprotokolle und Dokumente gelesen. Ich glaube, außer Historikern und einigen wenigen Juristen wird kaum jemand alles das gelesen haben, was in den Verhandlungsprotokollen und den Dokumentenbänden für die Nachwelt sichtbar gemacht worden ist. Je mehr ich las, um so mehr wurde mir klar, daß ich mit diesem verbrecherischen Regime, das systematisch den Krieg gesucht und die Vernichtung ganzer Völkerschaften, die Vernichtung „lebensunwerten Lebens", in den Anstalten für Geisteskranke betrieben hatte, nichts gemein gehabt habe und stellte mir oft die Frage, wieso ich und andere dies alles nicht rechtzeitig erkannt haben.

Daß es Millionen Deutscher ebenso erging, ist weder Erklärung noch Entschuldigung.

Was für eine Rolle spielte es, daß ich nur „saubere" Geheimdienstarbeit verrichet hatte? Denn letztlich war sie nicht sauber, hatte sie doch objektiv mitgeholfen, jenen furchtbaren Krieg zu führen und aus Deutschland einen geistigen und materiellen Trümmerhaufen zu machen. Nur der Zufall hatte mir eine tiefere Verstrickung in die Verbrechen der SS erspart.

Für mich stand die Frage, wie groß war und blieb meine Schuld vor meinem Vaterland und den Völkern, die unter dem von Deutschland vom Zaune gebrochenen Krieg gelitten hatten, die Verantwortung, die ich nun in meinem Leben zu tragen hatte? Diese Frage stand für mich naturgemäß besonders scharf, da ich wie viele andere zu Beginn meines bewußten politischen Lebens mein Schicksal mit dem blutbefleckten nazistischen System verbunden und zunächst aufrichtig geglaubt hatte, im Interesse des Vaterlandes einen guten Weg zu gehen.

Die bittere Enttäuschung über diesen großen Irrtum hatte ich bereits durchgemacht. Nun mußte sie bewältigt werden. Mit noch nicht dreißig Jahren war ich dafür keineswegs zu alt – im Gegenteil, ich fühlte mich dazu besonders verpflichtet, auch vor mir selbst.

Wo für Adenauer Asien begann

Ich konnte ein Studium an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Bonn aufnehmen. Hier war ich an der Fakultät für Rechts- und Staatswissenschaften als Gasthörer immatrikuliert. Zwar hatte ich eine solche Ausbildung bereits absolviert, aber es mußten bestimmte Prüfungen nachgeholt oder neu gemacht werden, denn das NS-Recht fiel ja unter den Tisch.

Wie die Studenten überall, so stritten auch wir uns leidenschaftlich über Politik und bildeten entsprechend unseren Ansichten verschiedene Interessengruppen. Ich fühlte mich jenen zugehörig, die ehrlich gewillt waren, Lehren aus der bitteren Vergangenheit zu ziehen. Zum Freundeskreis, in dem ich verkehrte, gehörten beispielsweise der Jurist Heinz Engelbert, heute Professor an der Humboldt-Universität Berlin, oder Karl-Günter Bönninger, heute Professor für Staatsrecht an der Karl-Marx-Universität Leipzig.

Wir schlugen uns damals durch, so gut es ging, ich zum Beispiel mit Briefmarkenhandel und kleinen Geschäften. Ich verfolgte darüber hinaus noch ganz bewußt einen anderen Zweck, nämlich so viele Leute wie möglich kennenzulernen, die mir später eventuell in irgendeiner Form würden helfen können. Nicht zuletzt deshalb wandte ich mich der Journalistik zu, was auch materiell gesehen sicherer war, denn ich verdiente ebensogut, wie ich arbeitete.

Natürlich verfolgte ich die Zeichen der Zeit sehr aufmerksam. Der Übergang des Westens zur Politik des kalten Krieges gegen die Sowjetunion, der endgültig bereits Mitte 1947 einsetzte, war nicht zu übersehen. Unter diesem Gesichtspunkt stieg der Wert Deutschlands in den Augen westlicher politischer und militärischer Führer bedeutend. Für sie verwandelte sich der unter ihrer Kontrolle stehende westliche Teil des Landes jetzt in eine Hauptbasis zur Vorbereitung auf einen neuen Weltkrieg, der beispielsweise nach den Ansichten Churchills schon in dieser Zeit begonnen werden sollte.

Zahlreiche Reisen durch die vier Besatzungszonen brachten mir viele Kontakte zu allen politischen Lagern und Kreisen und ließen mich Teilnehmer vieler Ereignisse werden.

Ich erlebte die Debatten im Parlamentarischen Rat zum Grundgesetz und die Verabschiedung des Grundgesetzes selbst, ebenso die Wahl des ersten Bundespräsidenten, Theodor Heuss, durch die Bundesversammlung.

Von den Kommunisten erinnere ich mich neben Max Reimann besonders gut an Heinz Renner, damals Verkehrsminister von Nordrhein-Westfalen. Sein Witz, seine Schlagfertigkeit waren gefürchtet, kamen aber zugleich so gut an, daß selbst Adenauer schmunzelte, je schärfer Renner polemisierte. Ich begegnete überdies solchen Persönlichkeiten wie Kurt Schumacher, Fritz Ollenhauer, Thomas Dehler und manchen anderen.

So führte ich viele offene Gespräche mit Vertretern der unterschiedlichsten politischen Strömungen und Gruppen, darunter auch Professor Ulrich Noack, Begründer des Nauheimer Kreises, und gelangte zu der Überzeugung, daß der Kurs der Westmächte auf die Bildung eines separaten westdeutschen Staates als Bestandteil des politichen und militärischen Systems des Westens von sehr einflußreichen Kräften in Westdeutschland selbst unterstützt wurde. So ist bekannt, daß beispielsweise Adenauer Repräsentant separatistischer Tendenzen war, die vor allem katholische Kreise am Rhein vertraten, und sich wenig darum sorgte, was im Osten des Landes vor sich ging.

Wiederholt hörte ich von ihm nahestehenden Personen, der „Alte" habe mehr als einmal erklärt – schon zu seiner Zeit als Kölner Oberbürgermeister –, daß für ihn „Deutschland an der Elbe aufhört und dann Asien beginnt". In den Ansichten Adenauers zeigten sich bereits längere Zeit vor der Gründung der BRD die annexionistischen Elemente der späteren „Deutschlandpolitik".

Übrigens bin ich Konrad Adenauer damals öfter begegnet. Ich wohnte wie er in Rhöndorf, und wir hatten einen gemeinsamen Weg zu unseren benachbarten Häusern. Hin und wieder traf ich ihn, wenn ich zur Universität ging und er zur Arbeit. Sein Fahrer wartete mit dem Auto unten im Tal, denn zu seinem Grundstück hinauf gab es keine Straße. Einmal erzählte ich ihm auch meine Eindrücke von den Debatten im Parlamentarischen Rat. Meine Haltung schien ihm zu gefallen, denn er sagte zu mir: „Junge Männer Ihres Schlages braucht die heutige Zeit ganz besonders." Er ahnte nicht, wie recht er hatte, wenngleich wir es von verschiedenen Standpunkten aus betrachteten. Seine Denkweise, die die nationalen Interessen der Deutschen und ihren Drang nach Wiederherstellung ihrer staatlichen Einheit völlig ignorierte, traf ich auch bei vielen anderen Politikern der BRD, was sie nicht daran hinderte, sich das Recht anzumaßen, „im Namen des gesamten deutschen Volkes" aufzutreten.

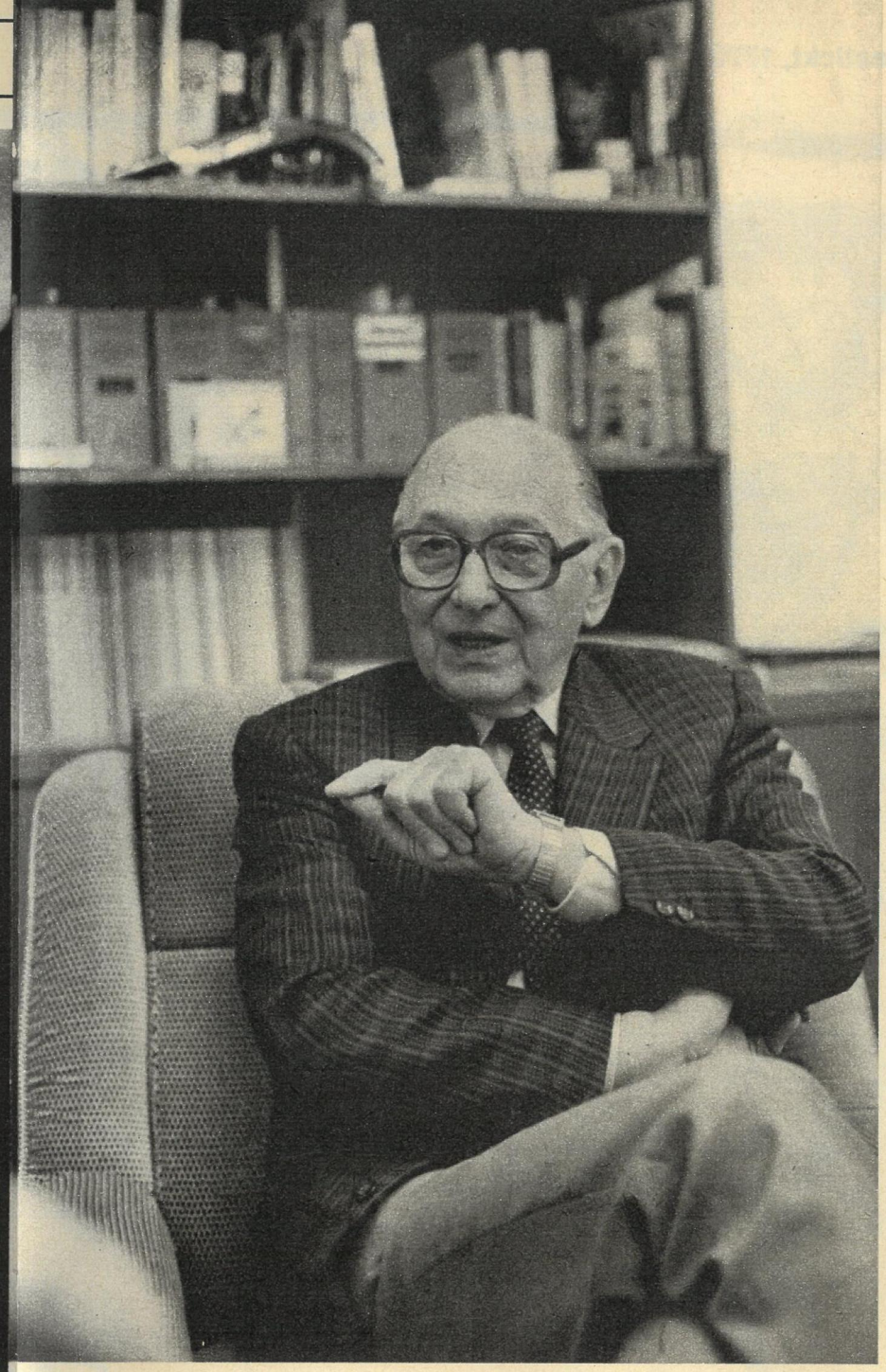
Von Adenauer ist die Äußerung überliefert: „Lieber das halbe Deutschland ganz, als das ganze Deutschland halb." Er wollte keine „Wiedervereinigung", es sei denn, die sowjetische Zone wäre voll in das westdeutsche Gesellschafts- und Staatssystem eingegliedert, das heißt eingeschmolzen worden.

Ich begriff bereits damals, daß mich nichts mit solchen Leuten und einer solchen Politik verband. Meine Aufmerksamkeit richtete sich immer mehr auf den mutigen Beginn meiner Landsleute im Osten.

Wiedersehen mit Dresden

Sozusagen mitten hinein in diese Überlegungen fragten mich sowjetische Aufklärer, ob ich nicht bereit wäre, meine Spezialkenntnisse für die Verhinderung eines neuen Krieges einzusetzen. Zunächst überraschte mich das Angebot. Daran, noch einmal in einem Nachrichtendienst zu arbeiten, hatte ich am allerwenigsten gedacht. Aber es war für mich in der Tat der beste Weg, für ein neues, einheitliches, friedliebendes Deutschland zu kämpfen, das mit der Sowjetunion freundschaftlich verbunden ist. Ich hatte nun ein klares Ziel, eine klare Aufgabe und war gewillt, alles dafür einzusetzen.

Da ich auch für den Berliner Rundfunk arbeitete, unternahm ich verschiedene Reisen durch die damalige sowjetische Besatzungszone beziehungsweise die junge Deutsche Demokratische Republik. Wenn es sich einrichten ließ, besuchte ich meine Mutter in Dresden. Als ich meine geliebte Heimatstadt so völlig sinnlos zerstört zum erstenmal wiedersah, war ich derartig erschüttert und bestürzt, daß es mir schier die Luft vor Schmerz abschnitt. Zunächst zu keiner Reaktion fähig, stolperte ich durch die ehemalige Prager Straße und konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten, Tränen des Schmerzes und der Wut auf diejenigen, die dies alles verschuldet hatten. Vor den Trümmern meines Vaterhauses erging es mir ebenso. Und ich will nicht verschweigen, daß ge-



Der Weg aus der Verstrickung

Er war, damals als junger Referendar, ein Rädchen im Getriebe des faschistischen Nachrichtenapparates – und wurde abgeschreckt von dem Regime, dem er diente. Aus Scham und Erbitterung erwuchs Ablehnung, aus Nachdenken erwuchsen Erkenntnis und Willen, mit der Vergangenheit ein- und für allemal zu brechen. Doch Heinz Felfe ging noch einen Schritt weiter: Er wurde zum Kämpfer – als Kundschafter für die UdSSR, dem es gelang, ins Zentrum der BRD-Spionage vorzudringen. Vor kurzem erschien, nahezu zeitgleich in Moskau und Berlin, die Autobiographie „Im Dienst des Gegners" von Prof. Dr. jur. Heinz Felfe; FREIE WELT druckt – in einer Beitragsfolge – Auszüge, die wesentliche Hintergründe erhellen und von kühnen Operationen berichten ...

rade dieses Erlebnis ein starkes Motiv war, Kundschafter der Sowjetunion zu werden, weil nur dieses Land die Kraft hatte und vor allem gewillt war, eine solche Katastrophe künftig zu verhindern. So etwas durfte es nie wieder geben. Dafür war keine Mühe zu groß, keine Anstrengung zu schwer.

Vorstoß ins Lager des Feindes

Da die Unterstützung Westdeutschlands im Rahmen des Marshall-Plans von Anfang an davon abhängig gemacht worden war, daß sich die Deutschen an einem westlichen Militärblock unter Führung der USA beteiligten, ist es nicht verwunderlich, wenn die militärischen Aspekte in der amerikanischen Unterstützung immer mehr in den Vordergrund gerieten. Die eingehenden Mittel wurden direkt oder indirekt für die beschleunigte Remilitarisierung der westdeutschen Wirtschaft verwendet, insbesondere für die Wiederaufnahme und Entwicklung der Rüstungsproduktion, für den Bau und die Rekonstruktion strategischer Eisenbahnlinien und Straßen, von Brücken, Häfen und Flugplätzen, für die Anlage und Modernisierung von Flugplätzen, Munitionslagern und Kasernen, die offiziell für die amerikanischen Besatzungstruppen bestimmt waren, jedoch in der Folgezeit größtenteils an die wiedererstandene deutsche Armee übergeben wurden.

In allen neuerrichteten Brücken wurden damals Sprengkammern eingebaut – ebenso in strategisch bedeutsame Straßen, wie etwa im Rheintal. Alte Brücken, die keine Sprengkammern hatten, wurden eilends mit solchen versehen. Junge Bürger, die sich dagegen wandten – in Worten und mit Demonstrationen –, waren die ersten, die als „Unruhestifter" und „Feinde der Demokratie" registriert wurden – so wie heute die Atomkraftgegner oder die Friedensbewegung.

In diesen Jahren, als ich nach einem neuen Weltbild suchte, lernte ich viele interessante Menschen aus den verschiedensten Lagern kennen. Auch in die sowjetische Besatzungszone reiste ich oft, um an Feriensemestern der Universitäten Jena und Leipzig oder an anderen Veranstaltungen teilzunehmen, weil es mich interessierte, wie dort die Entwicklung verlief.

Etwa 1947, noch vor der Währungsreform, begegnete ich sowjetischen Hochschuloffizieren (in Bonn zum Beispiel gab es britische Hochschuloffiziere, die Kontrollfunktionen ausübten), die mich menschlich beeindruckten. Wir führten oft heftige politische Diskussionen, aber es gab auch fröhliche studentische Feste. Diese persönlichen Kontakte ließen Vertrauen zu den sowjetischen Offizieren entstehen, so daß ich nicht zögerte, ihnen meine Vergangenheit und Tätigkeit zu schildern. Sie machten mir keine Vorwürfe, obwohl ich doch in einer der berüchtigtsten Einrichtungen Hitlerdeutschlands gearbeitet hatte. Jeder, so meinten sie, der sich aufrichtig für den Frieden einsetze, sei als Freund immer willkommen. An einen nachrichtendienstlichen Einsatz dachten sie dabei nicht, sondern nur an ein politisches Engagement. Bei diesen Diskussionen lernten mich die sowjetischen Offiziere allmählich kennen und ich sie. Aber erst zwei Jahre später kam es zu einem offenen Gespräch mit Offizieren der Sicherheitsorgane. Sie haten Kontakt zu einem Bekannten aus der Kriegszeit, der mir ihre Einladung zu einem Gespräch in Berlin überbrachte.

Nachdem ich mein Studium an der Bonner Universität beendet hatte, arbeitete ich bei einem Rechtsanwalt namens Dr. Probst, der im Auftrag des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen tätig war, das nach seinem Chef auch „Kaiser-Ministerium" genannt wurde. Später erhielt ich dort eine Anstellung und hatte erst einmal bis Ende 1951 einen sicheren Posten in der Flüchtlingsstelle des Ministeriums. Meine Aufgabe bestand darin, alle in Flüchtlingslagern eintreffenden ehemaligen Angehörigen der Deutschen Volkspolizei der Deutschen Demokratischen Republik eingehend zu befragen.

Die Resultate meiner eingehenden Befragungen waren sehr ertragreich und für die damalige Zeit nahezu perfekt. Sie wurden von mir zusammengefaßt und als „Bericht über den Aufbau der Volkspolizei in der sowjetischen Besatzungszone (Stand: Frühjahr 1951)" vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen in Form einer Broschüre herausgegeben. Hier war alles enthalten, was man damals an Informationen über die Volkspolizei erhalten konnte: Struktur, Bewaffnung, Stationierung, Stellen- und Ausbildungspläne, die Namen der Kommandeure und der anderen leitenden Offiziere.

Die Ergebnisse meiner Befragung wurden auch von den zuständigen Mitarbeitern Gehlens aufmerksam registriert. So geriet ich in das Blickfeld der „Organisation": Einige meiner Bekannten sorgten ebenfalls dafür, daß ich dort bekannt wurde, was dann später den Gehlen-Dienst an mich herantreten ließ.

Wir danken dem Verlag der Nation, Berlin, für die Genehmigung zum auszugsweisen Abdruck.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Moskau kennt Gehlens Interna

Foto: Lotti Ortner

Kultische Kostbarkeit – Thoraband (Ausschnitt), Leinen, bestickt, 1770.

Zeit zu reden...

Alles hat seine Stunde und ein jedes Ding seine Zeit. Diese alttestamentliche Wahrheit gilt. Es ist Zeit, einen uralten Dialog wieder aufzunehmen und sich auch des Fehlenden, für immer Verlorenen zu erinnern. Mehr als tausend Jahre sind jüdische und deutsche Geschichte miteinander verbunden. Zu dieser Geschichte gehörten seit den Kreuzzügen Verleumdungen, Pogrome, aber auch eine einzigartige, produktive Verschmelzung der beiden Kulturen.

Der Hitlerfaschismus schien diese Entwicklung für immer erstickt zu haben – mit Toten kann man keinen Dialog führen. Aber heute, fünfzig Jahre nach dem Novemberpogrom von 1938, steht deutlich die Notwendigkeit vor uns, genauer und differenzierter unsere eigene Geschichte zu betrachten, zu der auch die Geschichte der Juden in Deutschland gehört. Stephan Hermlin sagte kürzlich: „Man kann nicht ein Gegner des Antisemitismus sein, wenn man nicht weiß, was ein Jude ist."

Um sich zurechtzufinden in der gegenwärtigen Welt, braucht man auch die Erfahrungen früherer Generationen. Die sind nicht nur in Geschichtsbüchern aufbewahrt; auch Dinge, die man anfassen, ausstellen kann, sind Teil menschlichen Gedächtnisses. „Und lehrt sie: GEDÄCHTNIS!" heißt die Ausstellung, die zum Gedenken an den Novemberpogrom vor fünfzig Jahren im Berliner Ephraim-Palais stattfindet.

Ein Ereignis wie jener faschistische Pogrom kann nicht dargestellt werden, ohne in die Tiefen der Geschichte zu gehen, ohne die Gegenwart zu befragen. Beides geschieht in dieser Ausstellung. Sie geht zurück in das Leben der Jüdischen Gemeinde bis 1295, da erstmals Juden in Berlin erwähnt werden, stellt bildhaft das durch die Jahrhunderte währende spannungsreiche Verhältnis von Juden zu ihrer christlichen Umwelt dar. Sie läßt ahnen, wie jüdisches Alltagsleben aussah, erinnert an religiöse Bräuche und zeigt dem nicht in jüdischer Tradition Erzogenen wenig bekannte Kultgeräte. Zu ihnen gehört auch das Thoraband, Wimpel genannt, mit dem die Thorarolle umwunden wird. Genäht aus der Beschneidungswindel, ist sie bestickt mit Inschriften und dekorativen Elementen. Bildliche Darstellungen symbolisieren den Lebensweg – Geburt, Beschneidung, Volljährigkeit, Hochzeit, Tod.

Was mag dieses Thoraband, das im Berliner Kunstgewerbemuseum bewahrt wurde und seinen endgültigen Platz künftig im „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum" finden wird, für eine Geschiche haben? Hat es einst zu jenen Hunderten Kultgegenständen, darunter 583 Thorarollen, gehört, welche die Nazis zusammenraubten und die ein nichtjüdischer Spediteur im Frühjahr 1943 bei Nacht auf den Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee brachte, wo der Rabbiner Riesenburger sie im Wartehäuschen und später auf der Empore der Neuen Halle verstecken ließ? Als die von Brandbomben getroffen wurde, holten jüdische Helfer sie unter Schutt und Staub hervor und verbargen sie im Keller unter der Blumenhalle. Nach der Befreiung durch die Rote Armee sollten sie den Juden wiedergegeben werden. Aber da waren kaum noch Juden …

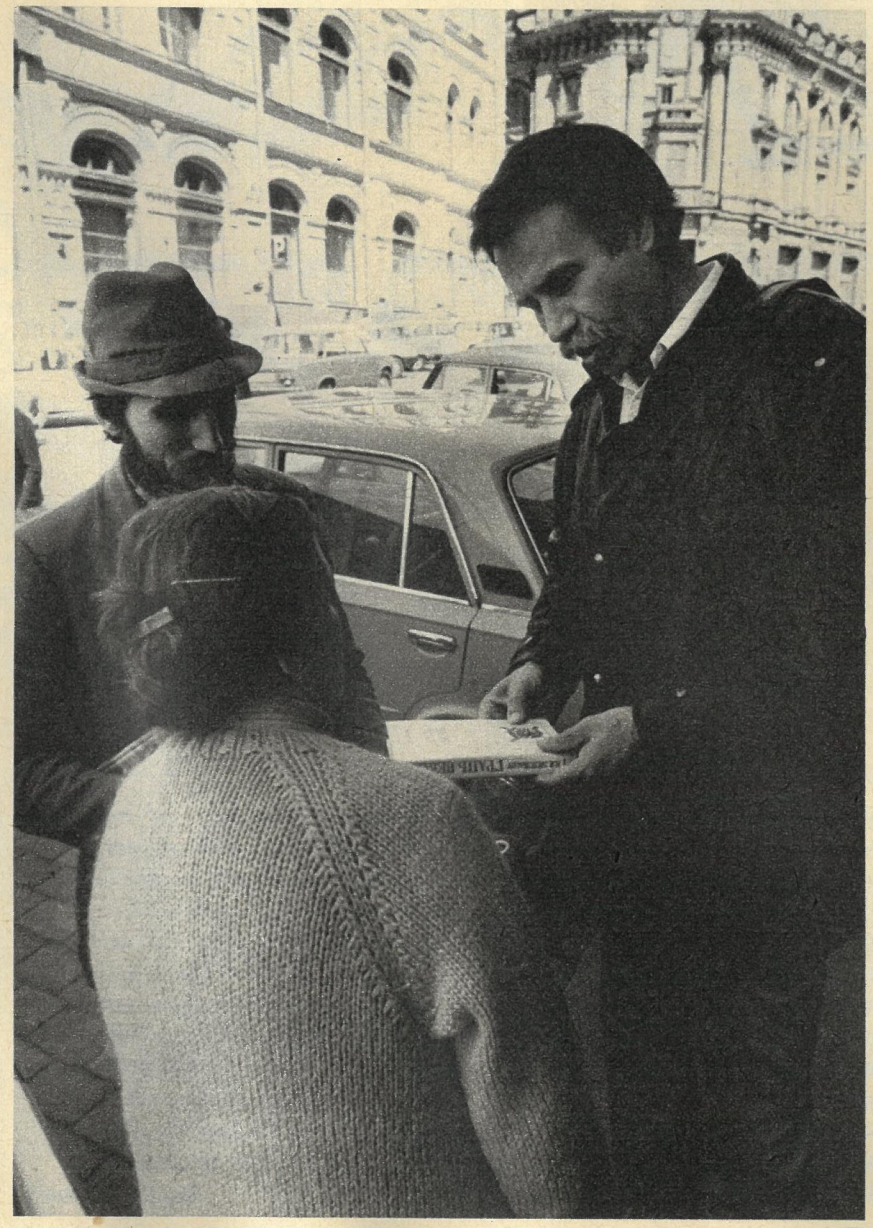
Die Dinge reden. Es ist Zeit, ihnen zuzuhören.

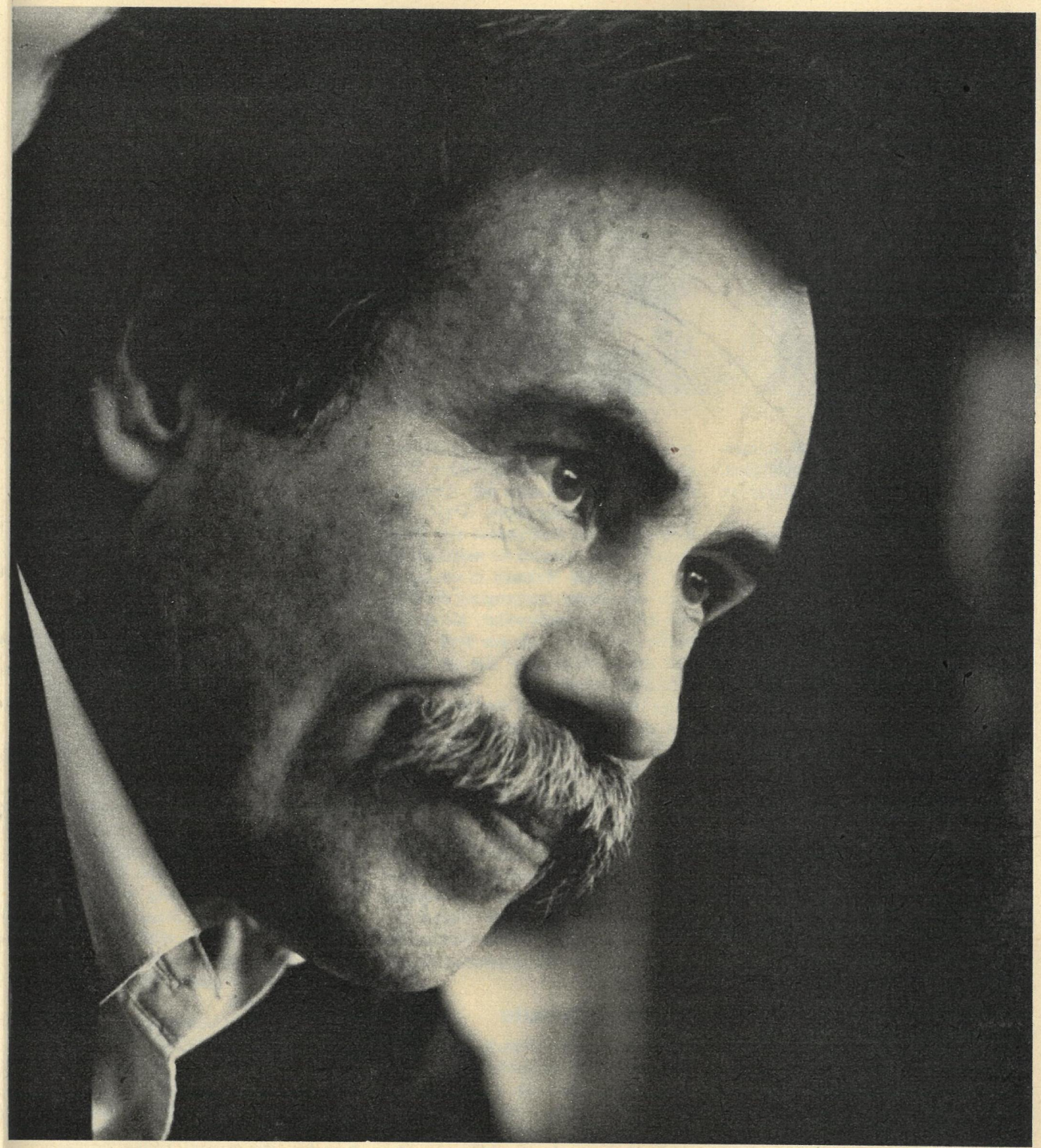
Regina Scheer

Foto: Peter Kalbe

Solo für Stimmen

Nach seinem erfolgreichen Debüt umgibt ihn Stille. Die Kritiker bleiben über Jahre sprachlos, Literaturzeitschriften drucken ihn nicht. Fast unbemerkt erscheinen acht Bücher. Das neunte erst bringt die Kritik auf den Plan. Eine davon, an exponierter Stelle, läßt alle wieder verstummen. Doch dann ist die Zeit reif, rückt Makanin ins Zentrum der diametralen Kritik. Man unterzieht ihn Psychoanalysen, sucht ihn Gruppen zuzuordnen, in Schubladen der Literaturwissenschaft abzulegen. Bis heute wird er als Schüler Trifonows bezeichnet. Es hat den Anschein, daß sich Wladimir Makanin im Rösselsprung auf ein Ziel zubewegt, während ihn die Kritiker, die Geraden und Diagonalen bevorzugend, nur an einigen Schnittpunkten treffen. Auf der Suche nach seinem eigenen Weg plädiert er für das Respektieren der Eigenart jedes Schriftstellers.
Tatjana Trögel (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten den Autor, von dem allein in diesem Jahr in der DDR drei Buchtitel erscheinen, in Moskau.





Am frühen Nachmittag sondieren wir das Feld. Erste schüttere Grüppchen fallen kaum auf im Strom der Passanten. Noch verkrümeln sie sich, wenn ihnen die Kamera zu nahe kommt. Wir bleiben ein wenig hinter unserem Begleiter zurück, der sich ungezwungen einer der Gruppen nähert. Alles geht seinen gewohnten Gang. Wir könnten jetzt getrost unserer Arbeit nachgehen.

Wladimir Makanin winkt ab. Es ist noch zu früh. Wir haben Zeit, irgendwohin zu fahren, uns zu unterhalten. Nach viertel- bis halbstündigem Szenenwechsel (sämtliche Restaurants wollen offenbar nach unserem Erscheinen ihre Nachmittagspause beginnen) kehren wir in der Abendsonne an den Ausgangspunkt zurück. Die Schatten sind länger geworden, die Straße erhält ihre größte Tiefenschärfe. Vor den Buchläden eine kaum durchdringbare Ansammlung von losen Gruppen, die den verbindenden Gesetzen eines Organismus gehorcht.

Wir sind eingeweiht in diesen unsichtbaren Mechanismus eines Bücherschwarzmarktes durch Makanins DDR-Debüt „Alte Bücher – oder das Porträt einer jungen Frau“, das 1979 bei uns verlegt wurde. Doch da ist der Unterschied, ob man weiß, daß in jenem Hausflur die finanziellen Transaktionen stattfinden, oder ob man selbst den Hausflur betritt. Man spürt es, wenn man sich auf seine Erzählweise eingelassen hat: Makanin ist in den „Hausfluren“ gewesen, die in seinen Geschichten erscheinen.

Ähnlich der Swetik aus diesem Buch gab es ein Mädchen, das ihm die besorgten Bücher selbst bis nach Peredelkino brachte. „Swetik sieht sich die Gesichter an. Sie lernt, sie zu unterscheiden. Der Büchermarkt – das sind in erster Linie zwei Sorten Menschen. Büchernarren und Schieber. Angebot und Nachfrage. Swetik versteht was von der Sache, die ist auch nicht weiter kompliziert. Die einen lieben Bücher, die anderen lieben Geld. Einfacher geht es nicht.“

Swetik stammt wie viele von Makanins Figuren aus dem Gebiet des Ural, aus Tscheljabinsk. Sie ist begeistert von der brodelnden Stadt, Moskau mit scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten bietet dem cleveren Mädchen Schutz für seine kleinen Gaunereien. In „Die Verfolgungsjagd“, der Fortsetzung ihrer Geschichte, wird sie zur Virtuosin der Großstadt, wittert die Schwächen ihrer Bewohner, knüpft Beziehungen zu Beziehungslosen, Einsamen, Verletzten und läßt sie am Ende mit mißbrauchten Gefühlen noch verletzter zurück. Mit großzügiger Bedenkenlosigkeit ist sie auf der Jagd nach dem großen Geld, sich ein kleines spießiges Glück zu erkaufen. Sie scheitert in dem Moment, da sie angelangt scheint, an ihren eigenen Spielregeln.

Die Ural-Variante

Wladimir Makanin ist im Ural geboren und hat bis zu seinem Mathematikstudium an der Moskauer Universität in Orsk gelebt. Natürlich bleiben die Jahre der Kindheit untrennbar mit dem Ural verbunden. Krieg, Nachkrieg, Hunger. Die Landschaft, die Berge. Die schweren Jahre bleiben als Zeit der Harmonie in Erinnerung. Als er heranwächst, sich verändert, verfolgt ihn lange Zeit das Gefühl der verlorenen Harmonie. Er versucht zu ergründen, was sich in ihm und um ihn herum verändert hat, warum eine neue Dynamik dieses liebgewordene Gefühl nicht wieder herstellen kann.

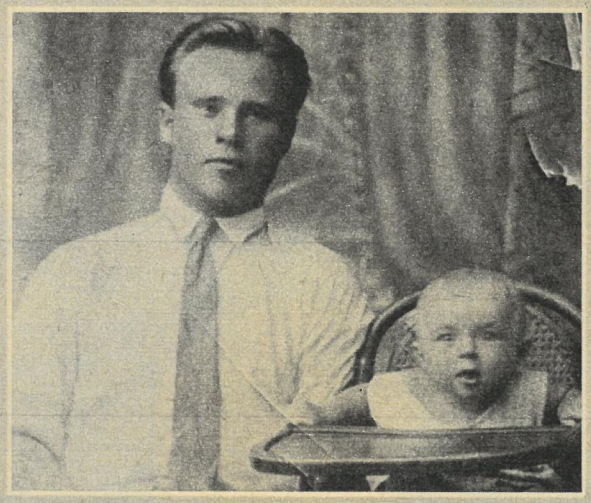
Einige Fotos, die wir im Familienalbum betrachten, sprechen ihre eigene Sprache. Das Bild der Mutter und des Großvaters. Sie stammen aus einer Uralkosakenfamilie. Ein starker Stamm, der der Leibeigenschaft in Zentralrußland entflohen war. Der Großvater hatte noch an den schrecklichen Kämpfen des japanischen Krieges teilgenommen. Seine unerschütterliche Gesundheit bescherte ihm ein Alter von 99 Jahren. Das offene Gesicht der Mutter fast deckungsgleich mit dem des Sohnes. Dann das Bild des wachen Knaben mit dem Vater, dem Nachkommen einer alten russischen Familie. Der Vater erinnert sich noch an das Jahr 1918, als seine Eltern getötet wurden. Mit Hilfe einer alten Frau hatte er damals entkommen können und wuchs in einem Waisenhaus auf. Die Mutter wird Lehrerin, der Vater Ingenieur. Wladimir Makanin ist der älteste von vier Brüdern, von denen einer die Hungerjahre nicht überlebt.

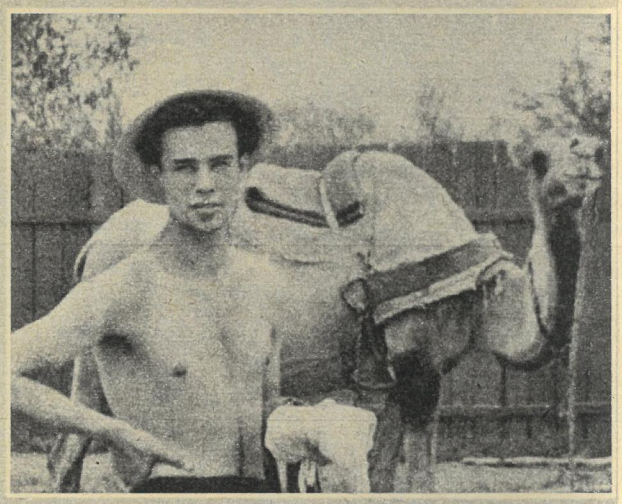
Der Ural bleibt zurück, die Bilder gehen mit nach Moskau. Während wir die Fotos sehen, umgibt uns der passende heimatliche Duft aus einem wunderbaren Strudel von wildem Knoblauch, den seine Frau gebacken hat.

In der Literatur Makanins unterscheidet sich das Moskauer Leben wesentlich von dem in der Provinz. Eine Geschichte, die in Moskau spielt, erhält eine ganz bestimmte Schattierung, wenn sie als Variante an Menschen aus dem Ural durchgespielt wird. Es bietet sich eine gewisse Gegensätzlichkeit, ohne zu werten, was nun gut und was schlecht ist. Eine Musik, in der sich klingende Akkorde und verhaltene Bässe zu Melodien gestalten – Moskauer Melodien und Melodien aus dem Ural. Die Moskauer sind eleganter, auserlesener, kapriziöser, die vom Ural klingen irdischer, ländlicher, ursprünglicher. Beide helfen Makanin, besser zu hören.

Ein rätselhafter Magnet

Die am häufigsten agierende Figur künftiger Arbeiten wird der junge Schriftsteller Igor, der, in den Geschichten als Vermittler zwischen anderen Handelnden, dem Autor Makanin und dem Leser, selbst einige Metamorphosen durchläuft und dabei nicht unbedingt die beste Figur macht. Fast widerstrebend läßt er sich auf andere Schicksale ein, versucht tiefer eindringend vergeblich, zu einer eindeutigen Moral vorzudringen. Natürlich stammt Igor aus dem Ural, und seine Kindheit findet in Tichije Baraki, den „stillen“ Barakken statt. Aber was ist das für eine Stille in der Enge der kleinen Barackenzimmerchen, in denen die kühnen Erbauer





und Erschließer von einst mit ihren Familien hängengeblieben sind.
Dieser Enge steht die „Weite und Toleranz der Gelben Berge“ gegenüber, zu denen die Jungen immer wieder aufbrechen, die sie aber nie erreichen werden. Jeder erklommene Gipfel auf dem Weg dorthin erweist sich, näher besehen, schon als Verlust. Der Verlust einer schönen Illusion. Denn bezwungen ist er bei weitem nicht mehr so anziehend und geheimnisvoll. Die Sehnsucht richtet sich schon wieder auf den nächsten wunderbaren Gipfel in der Ferne. Und die Begabtesten zieht es noch weiter davon.
Für Menschen aus dem Ural ist die Welt klar und übersichtlich. Der Zug fährt in zwei Richtungen. Die eine führt nach Sibirien, die andere nach Moskau. Nicht nach Leningrad, Kiew oder Minsk. Nach Moskau. Auch Makanin besteigt diesen Zug, um sich der reinen Mathematik zu widmen – einer Wissenschaft, die er uns wie Musik beschreibt.

Erste Schwimmversuche

„Ach, wie schön ist es, jung zu sein und Talent zu haben!“ ruft ein Held Makanins begeistert aus. Es beginnt die große Zeit der großen Ideale. Unsere Helden sind am Ausgangspunkt angekommen. Sie haben einen Studienplatz, und die Welt steht ihnen offen. So springen sie ins Wasser, ohne sich bewußt zu sein, daß der Fluß des Lebens eine reißende Strömung besitzt, die tiefen Strudel genauso gefährlich sein können wie die seichten Stellen.
Schon am Ende der Studienzeit ist jeder nicht mehr derjenige, als der er angekommen war. Die Wahl hat bereits begonnen. Oder der Tausch. Erste Kompromisse, erste Machtproben und kleine Niederträchtigkeiten stören das schöne Bild. Die Qualen enttäuschter Gefühle, erste zaghafte Schritte unbequemer Selbsterkenntnis. Es wird schon komplizierter, dieses Leben.
Wir wissen nicht einmal ganz genau, ob wir denen unsere Sympathie uneingeschränkt geben sollen, die sich selbst treu bleiben, die einen so tiefen Kern besitzen, daß sie einfach nicht anders können. Ihre Umgebung macht das ratlos oder gar bösartig. „Valetschka Tschekina – eine aus der Provinz“, die eine Wissenschaftskarriere einschlagen sollte, landet am Ende als glückliche Schlafwagenschaffnerin unter Menschen. Tolja Kurenkow, „Der Antileader“, hingegen wird seine Unfähigkeit, Kompromisse wider seine Natur zu schließen, nicht überleben.

Ein Kosmos zwischen Schwarz und Weiß

Die anderen Helden richten sich mehr oder weniger bequem ein in dem, was sie als Leben vor sich sehen. Die alten Beziehungen werden immer loser, die Lebensfäden schlängeln und winden sich in einer Welt von eingespielten Regeln. Die Wahl setzt sich fort, meist wenig spektakulär. Sie besteht aus einer Zahl von kleinen und großen Entscheidungen, die fast unbemerkt dem Faden eine bestimmte Richtung geben.
Da versieht einer ruhig und unauffällig seinen Dienst, bis ihn eine Laune der Chefsekretärin in die Suite, das Gefolge des Direktors, befördert. „Der Mann aus der Suite“ grübelt betroffen über seine eigene Unzulänglichkeit nach, als ihn genauso eine Laune der Chefsekretärin geschlagen und gedemütigt zu denen zurückkehren läßt, über die er sich für eine sonderbare Weile erhoben hatte. Nur das Gewissen wurde allmählich ruhiger.
So verstricken sich viele der Figuren Makanins in den Tücken des Alltags. Und sie stoßen auf die absurden Spielregeln einer wohlfunktionierenden Bürokratie. Sie müssen lernen, echte Moral von falscher zu unterscheiden, Beziehungen zu anderen Menschen zu wählen und zu pflegen. Und sie müssen sich selbst gerade halten, wenn Menschen, die sie achten sollten und auch wollten, diese Achtung nicht verdienen oder sie gar mißbrauchen.
Es kostet Kraft, gegen den Strom anzuschwimmen. Und wie lange vermag man durchzuhalten, wenn man es versucht? Man kann sich schließlich auch auf den Rücken legen, die Hände auf dem Bauch gefaltet, und sanft treiben lassen…
Was die Sache für uns Leser so schwierig macht – Makanins Figuren vereinen in sich meist sowohl als auch. Und ähnlich der Schriftstellerfigur Igor sehen wir uns genötigt, immer tiefer in die Leben hineinzugeraten, unsicher, tastend, zweifelnd im Urteilen, erst recht im Verurteilen. Am Ende stehen wir vor uns selbst. Dann hängt es von unseren eigenen Idealen und Lebenserfahrungen ab, wie wir uns mit seinen Helden und ihren Geschichten einrichten.
So ähnlich wird es auch den Kritikern gehen. Sein erfolgreiches Debüt, bei dem ihm noch Twardowski zur Seite stehen konnte, nahmen sie wohlwollend auf. Dann gerät Makanin in die lange tiefe Stille, deren Anstrengung die Psyche des Autors aufbewahrt. Als er mit seinem neunten Buch aus dem „Tunnel“ auftaucht, erwartet ihn ein imposantes Kreuzfeuer.
Seine Geschichten sind aber auch wahrlich nicht bequem. Indem er konsequent das Moralisieren vermeidet, öffnet er Spekulationen Tür und Tor. Dabei scheint es nur von unserem natürlichen Empfinden abzuhängen, ob wir uns angewidert abwenden, wenn wir Zeugen sind, wie sich Menschen eine eigene Moral zusammenzimmern und versuchen, ihr Glück auf dem Unglück anderer aufzubauen. Oder fragen wir danach, wie solche Defekte entstanden sind? Und wenn wir Antworten finden – was dann?

Die große Minute

Makanin führt den Menschen in eine Situation, da der Lebensfaden zu einem hoffnungslos verfitzten Knäuel zusammengedreht scheint oder aber schlaff im Sande verläuft und keinen Schatten wirft. Und manchmal schlägt das Gewissen, dessen leise Anfragen geflissentlich überhört wurden, solch dissonante Töne an, daß es schmerzt, daß der Mensch daran krank wird. In Makanins Buch „Der Wunderdoktor“ muß ein Verkünder her, ein Guru, der in der Lage ist, die vertrackte Seele zu reinigen. Unter Schreien und Stöhnen soll der Tausch der Ideale rückgängig gemacht werden. Als der kauzige Heiler allerdings im Krankenhaus versucht, das Leben einiger alter Frauen zu verlängern, erreicht er nur, daß sie ein letztes Mal das tun, was sie immer taten – in Güte andere Menschen zu umsorgen. Ihre Lebensuhr war einfach abgelaufen, die Seele ruhig und bereit.
Es wird von all diesen Menschen erzählt, als wären sie im Alltag neben uns. Makanin entkleidet sie bis in die Tiefe – jedoch ohne sie bloßzustellen. Wir finden bei ihm Ironie und Wärme gleichermaßen. Er zeichnet Porträts bis an die Grenzen des Genres, das er mit dem Roman „Der Mann mit den zwei Gesichtern“ auszuschöpfen sucht und gleichzeitig in Frage stellt. Einer der Helden hält dem Schriftsteller Igor vor, daß ein Porträt nie das eigentliche Leben einfängt, sondern daß es eine Addition von Momentaufnahmen, von Charaktereigenschaften bleibt. In seinem Band „Stimmen“ nimmt uns Wladimir Makanin mit in seine Gedankenwerkstatt, und es finden sich auch Entwürfe, dieses Dilemma zu durchbrechen.
Da ist der große Moment, förmlich geweitet, prall gefüllt von eingefangenem e c h t e n Leben, da sind die eigene Stimme und die des anderen, da sind die Stimmen, die weit entfernt scheinende Generationen aufeinander zugehen lassen wie in „Tunnel in die Zeit“.
Nicht jeder wird so einen Moment erkennen, wie ihn Makanin in „Stimmen“ angesichts eines alten Mannes auf dem Kursker Bahnhof beschreibt. Eher vorstellbar ist dieser Zugang angesichts der Ewigkeit – des Sternenhimmels über der weiten Steppe oder des weiten Meeres, die schon unsere Vorfahren erblickten und die unsere Nachkommen begleiten werden.
Für einen Teil des Sommers richtet Wladimir Makanin eine Filiale seiner Werkstatt in seiner Hütte in Astrachan ein. Dort hat er sich die Möglichkeit geschaffen, mit seinen Gedanken, dem Stör und den Fischern zu leben. Den Besuchen der Familie bleibt nur ein streng begrenzter Abschnitt eingeräumt. Er erzählt von dieser seiner Welt so, daß man vor Sehnsucht verstummen möchte. Wenn er die Stadt hinter sich gelassen und sein Ziel erreicht hat, springt er als erstes aus den Sachen, schwimmt in die Strömung des Flusses und läßt sich dann auf dem Rücken treiben. Dort ist der Himmel so hoch…

Flammende Saison

Überlegungen und Entwürfe aus „Stimmen“ fließen in die jüngsten Erzählungen ein. Im vergangenen Jahr erschien in Moskau „Einer und Eine“ – eine Geschichte, in der Makanin zeigt, zu welchen Katastrophen es führen kann, wenn man verlernt hat, auf die Stimmen der anderen zu hören.
Gennadi war vor dreißig, fünfunddreißig Jahren ein glänzender Student in der Zeit, als die Gesellschaft wieder im Aufbruch war. Es war die Zeit der Poesie und der Poeten. Es war die Zeit der großen Gespräche, in denen sich die jungen Seelen vollständig öffnen und

Bilder aus dem Ural: Der Großvater und die Mutter (links), Vater und Sohn (Mitte), Wladimir Makanin, bevor er in die Metropole zieht (rechts).

Solo für Stimmen

vollständig ausdrücken konnten. Sie berauschten sich an dem Wort „Gerechtigkeit“ und noch mehr an dem Gefühl einer neuen Gemeinschaft, in der sich die Horizonte und Möglichkeiten der Kunst eröffneten. Er brannte nicht allein, ihrer waren viele. Ein gewaltiges Beteiligtsein.

„Die Jugend wurde zur Saison ihrer Seele.“

Nach der Hochschule hielt sich Gennadi noch sieben, acht Jahre auf der Woge seiner heißen, impulsiven Redegabe. Aber es ging schon nicht mehr um Kunst, sondern um die Belange der Arbeit. Er focht um fortschrittliche Methoden in der Ökonomie und im Recht, und um den anerkannten Ökonomen verstummten nicht Ärger und Streit. Man liebte und haßte ihn. Das war der Gipfel.

Bilanz auf dem Sofa

Noch tut sich Gennadi mit Neuerungen hervor, doch sie greifen bereits nicht mehr. Die Reaktionen seiner Mitarbeiter und Zuhörer zeigen ihm, daß seine Zeit abgelaufen ist. Er kann es nicht begreifen und beruft sich immer häufiger auf Beweise aus der Geschichte und auf Autoritäten. Doch immer weniger hören ihn. Über seine Pläne streitet man nicht mehr, sie werden fast einstimmig beiseitegelegt, zu Phantasien degradiert.

Als er sich noch einmal aufbäumt, verliert er seine Funktionen, und ihm wird nahegelegt, die Arbeitsstelle zu wechseln. Am neuen Ort kennt keiner mehr den brillanten Gennadi. Und so verläuft alles im Sande, bis er sich nicht mehr wehrt. Er sieht um sich herum eine neue, selbstbewußte, dreiste und eigennützige Generation heranwachsen, die ihn brutal beiseitedrückt. Von seinen alten Idealen kann und will er sich nicht trennen – jeder Versuch wird bitter bestraft. So sitzt er gekränkt und einsam in Schlips und Kragen auf dem Sofa und wartet auf den Moment, da ihn wieder jemand holt. Aber der Atem reicht nicht aus. Er lebt in Erinnerung an seine Saison, die schon zu lange vergangen ist.

Parallel zu Gennadis Geschichte verläuft die von Ninel, deren Schicksal f a s t deckungsgleich ist. Auch sie hat sich in ihrem einsamen Leben eingerichtet und lebt die Erinnerungen an ihre Saison und die Bitterkeit der nachgerückten Generation gegenüber.

Der Verbindungsmann zwischen den beiden ist wieder der Schriftsteller Igor, dem sie, jeder für sich, ihre Geschichte und ihre Sicht auf die Welt mitteilen, wenn er sich an ein stilles Übereinkommen hält: Er darf zuhören, aber nicht urteilen. Jeder hält seinen Monolog. Der Versuch einer Verbindung der beiden Einsamen scheitert, da sie beide nicht die Kraft aufbringen, aus ihren Erinnerungen und Monologen aufzutauchen. Als ein neuer Frühling anbricht, erkennen sie einander nicht – der Dialog kommt nicht zustande. Auch mit Igor nicht. Er, der die beiden um eine Jugend beneidet, wie er sie selbst nicht mehr kennengelernt hat, ist bereit. Aber sie können und wollen in Igor nur einen Vertreter derer sehen, die sie an den Rand gedrückt haben. Die neue Saison, die sie so dringend brauchte, findet ohne sie statt.

Jeder trifft seine Wahl

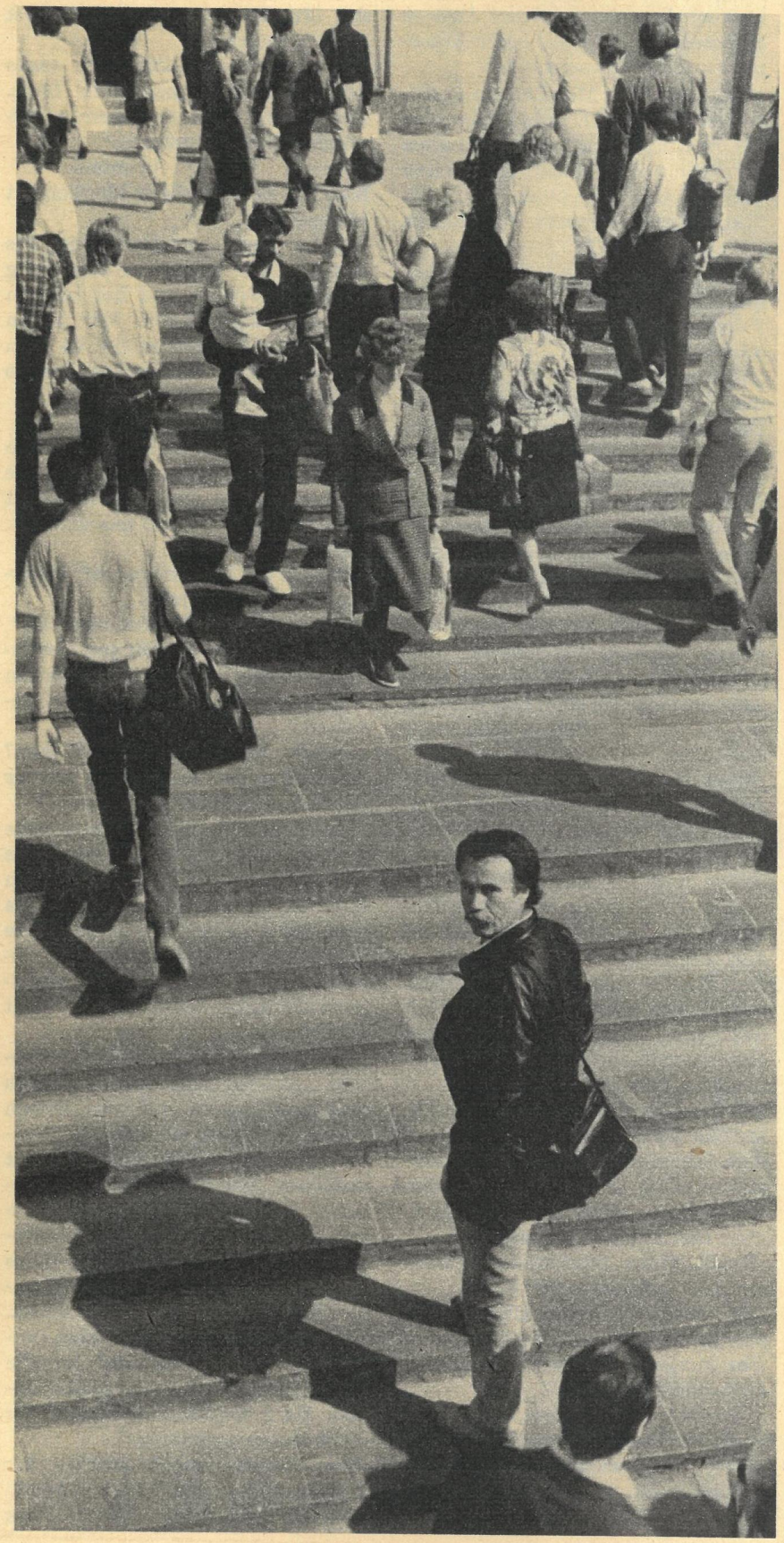
Die Fabel dieser Geschichte ist schon auf den ersten Seiten klar. Doch Makanin dringt immer tiefer und aus verschiedenen Perspektiven in die verletzten Seelen ein. Denn am schwierigsten ist es, mit denjenigen in Kontakt zu kommen, deren Seelen andauernden Schaden davongetragen haben. Wladimir Makanin erzählt uns von seinem Autounfall, nach dem er ein Jahr lang in Gips liegen mußte. Da hatte er die Gelegenheit, die Krankheit des Hospitalismus kennenzulernen. Der Kranke ist zwar bereits körperlich gesund, aber er hat sich daran gewöhnt, daß man sich um ihn kümmert und ihn pflegt. Er findet nicht mehr die Kraft aufzustehen, etwas zu tun. Das ist keine Faulheit. Er leidet, wenn man sagt: Steh auf! Es braucht Zeit und Kraftanstrengung, bis er wieder aufstehen und gehen kann.

Die Geschichte von Gennadi und Ninel könnte pessimistisch sein, wenn man die beiden aufgeben würde, wie sie sich selbst. Aber da ist der Leser. Wenn ihn die Geschichte schmerzt, wenn er den Drang verspürt, die beiden wachzurütteln aus ihrer Lethargie, ihnen zu beweisen, daß sie nicht allein sind, daß sie ihre Fähigkeit zum Dialog zwischen den Generationen wiederfinden müssen, erscheint diese Geschichte in einem ganz anderen Licht.

Und es bleibt Igor, der sich sträubend so tief verstrickt, daß Spuren bleiben. Und es bleibt der Leser, dem Makanin nicht erspart, seine eigene Dialogbereitschaft, seine eigene Fähigkeit zum Tun zu überprüfen. Es ist eine Stärke Makanins, daß er das Verstehen solcher Mühen nahebringt, die nur alle gemeinsam tragen können.

Wladimir Makanin vergleicht die Literatur mit einem Baum, der wächst und Früchte trägt. Die einen mögen sie gekocht, die anderen gebraten, und die dritten essen sie roh, wie er selbst es vorzieht. Literatur sollte aktiv sein, die Menschen anregen. Aber wer welche Literatur braucht, wie er sie auswählt und was er darin findet – das entscheidet der Leser allein. Und es wird nicht bequemer. Der nächste Roman wird eine Summierung des bisherigen sein und die Grenzen und die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung des einzelnen in der Gesellschaft weiter in die Tiefe loten, beleuchtet vom Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts zur Zeit der Narodowolzen bis tief in das zwanzigste Jahrhundert hinein.

Während wir sprechen, nehmen den Blick immer wieder drei Bilder über seinem Arbeitsplatz gefangen: zwei Kampfhähne, die sich mit gesenktem Kopf gegenüberstehen – eine Zeichnung von Günter Grass, die er Makanin schenkte; das Foto eines Jahrganges von Offiziersschülern kurz vor der Oktoberrevolution, auf dem Makanin die Figuren von Bulgakows „Weißer Garde“ zu erkennen sucht, und eine nicht veröffentlichte Illustration zu seinem Buch „Der Wunderdoktor“.



Karel Čapek

Der Dichter

Immer, wenn uns der Sinn nach einem guten Kurzkrimi steht, müssen wir auf die Altmeister der gut gebauten Story zurückgreifen, und Karel Čapek läßt uns dabei nie im Stich. Wir wollen nicht seinen 50. Todestag begehen, der bald ins Haus steht, sondern anregen, seine quicklebendigen „Geschichten aus der einen und der anderen Tasche" hervorzukramen.

Es war einer der üblichen Vorfälle bei der Polizei: um vier Uhr morgens überfuhr ein Auto in der Korngasse eine betrunkene Alte und verschwand mit größter Geschwindigkeit. Und nun sollte der junge Polizeikonzipient Dr. Mejzlík herausbekommen, welches Auto es gewesen war. Ein so junger Konzipient nimmt das sehr ernst.

„Hm", sagte Dr. Mejzlík zum Polizisten Nummer 141, „Sie haben also auf die Entfernung von dreihundert Schritt ein Auto dahinrasen sehen und auf der Erde einen menschlichen Körper bemerkt. Was haben Sie zuerst getan?"

„Als erstes bin ich zu der Verunglückten gelaufen", meldete der Polizist, „um ihr die Erste Hilfe zu leisten."

„Als erstes hätten Sie die Autonummer feststellen müssen", brummte Dr. Mejzlík, „und dann sich um die alte Frau kümmern sollen. Aber wahrscheinlich", fügte er hinzu, indem er sich mit dem Bleistift in den Haaren kratzte, „hätte ich genauso gehandelt. Die Autonummer haben Sie also übersehen, und was den Wagen sonst betrifft…?"

„Ich habe das Gefühl", sagte der Polizist Nummer 141 zögernd, „daß er dunkel war. Er kann auch blau oder rot gewesen sein. Das ließ sich wegen der Auspuffgase nicht recht feststellen."

„Mein Gott", barmte Dr. Mejzlík, „wie soll ich nun in Erfahrung bringen, welches Auto es war? Soll ich womöglich allen Chauffeuren nachlaufen und sie fragen: Haben Sie vielleicht ein altes Weib überfahren? Menschenskind, was soll ich also tun?"

Der Polizist hob ratlos die Schultern. „Bitte", sagte er, „es hat sich doch ein Zeuge bei mir gemeldet, aber er weiß auch nichts. Er wartet übrigens nebenan."

„Führen Sie ihn herein", sagte Dr. Mejzlík verdrossen und suchte aus dem mageren Protokoll etwas herauszufinden. „Namen und Wohnort, bitte", sagte er mechanisch, ohne den Zeugen anzusehen.

„Králík, Hans, Student für Maschinenbau", erwiderte der Zeuge.

„Sie waren also dabei, Herr Králík, als das unbekannte Auto um vier Uhr morgens die Beatrix Macháčková überfahren hat?"

„Ja, und ich muß sagen, die Schuld trifft den Fahrer. Bitte, Herr Kommissar, die Straße war völlig frei, und hätte der Fahrer an der Kreuzung etwas gebremst…"

„In welcher Entfernung standen Sie?" unterbrach ihn Dr. Mejzlík.

„Etwa zehn Schritte. Ich habe meinen Freund aus – aus dem Café heimbegleitet, und wie wir in die Korngasse kamen…"

„Wer ist dieser Freund? unterbrach ihn Mejzlík von neuem. „Der ist nicht angegeben."

„Jaroslav Nerad, Dichter", sagte der Zeuge mit gewissem Stolz. „Doch der würde Ihnen wahrscheinlich nichts nützen."

„Warum nicht?" brummte Dr. Mejzlík, sich an diese Möglichkeit klammernd.

„Weil er eben… ein Dichter ist. Als das Unglück geschehen war, fing er an zu weinen und lief wie ein kleiner Junge davon. Wir bogen also in die Korngasse ein, da kam von rückwärts in rasendem Tempo ein Auto daher…"

„Welche Nummer hatte es?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich habe nicht darauf geachtet. Nur die wahnsinnige Geschwindigkeit habe ich bemerkt und mir gedacht, daß…"

„Was für ein Wagen war es?" unterbrach ihn Dr. Mejzlík.

„Ein viertaktiger Explosionsmotor", sagte der in solchen Dingen bewanderte Zeuge. „In den Automarken weiß ich allerdings nicht Bescheid."

„Welche Farbe hatte der Wagen? Wer saß darin? War es ein offener oder ein geschlossener Wagen?"

„Das weiß ich nicht", antwortete der Zeuge betroffen. „Ich glaube, es war ein schwarzes Auto; doch ich habe es nicht genau beachtet. Als sich das Unglück ereignete, sagte ich zu Nerad: „Sieh dir das an, solche Lumpen, da überfahren sie einen Menschen und halten nicht einmal an!"

„Hm", meinte Dr. Mejzlík unzufrieden, „das ist zwar eine moralisch richtige Reaktion, mir wäre jedoch lieber, Sie hätten sich um die Nummer des Autos gekümmert. Es ist unfaßbar, wie schlecht die Menschen beobachten. Sie selbst wissen, daß der Fahrer schuld ist, deshalb urteilen Sie richtig, daß diese Leute Lumpen sind, aber die Nummer haben auch Sie nicht beachtet. Urteilen kann jeder; aber sich ordnungsgemäß und sachlich um die Dinge kümmern… Ich danke Ihnen, Herr Králík, ich möchte Sie nicht länger aufhalten."

Eine Stunde danach drückte der Polizist Nummer 141 den Klingelknopf bei der Wirtin des Dichters Jaroslav Nerad. Ja, der Herr Dichter sei zu Hause, doch er schlafe. Der Dichter riß die Äuglein auf und starrte verwundert durch die geöffnete Tür auf den Polizisten; Nerad konnte sich nicht entsinnen, etwas angestellt zu haben. Schließlich wurde ihm bewußt, warum er zur Polizei kommen sollte. „Muß es sein?" fragte er mißtrauisch, „ich kann mich an nichts mehr erinnern; ich war nämlich in der Nacht etwas…"

„Angeheitert", ergänzte der Polizist verständnisvoll, „Herr, ich habe viele Poeten gekannt. Ziehen Sie sich ruhig an, soll ich auf Sie warten, Herr Nerad?"

Hierauf gerieten der Dichter und der Polizist in ein Gespräch über Nachtlokale, über das Leben im allgemeinen, über Himmelserscheinungen und viele andere Dinge, nur politisch waren beide ungeschult. Auf diese Weise kam der Dichter unter freundschaftlicher und belehrender Unterhaltung zur Polizei.

„Sind Sie der Dichter Jaroslav Nerad?" empfing ihn Dr. Mejzlík. „Zeuge, Sie waren dabei, als das unbekannte Auto die Beatrix Macháčková überfahren hat."

„Ja", hauchte der Dichter.

„Können Sie mir sagen, was für ein Auto das gewesen ist, ob es offen oder geschlossen war, von welcher Farbe, wer darin saß, welche Nummer es hatte?"

Der Dichter überlegte angestrengt. „Ich weiß es nicht", sagte er, „ich habe das nicht bemerkt."

„Entsinnen Sie sich keiner Einzelheit?" drang Dr. Mejzlík in ihn.

„Nein", gab der Dichter ehrlich zu. „Sie müssen wissen, daß ich überhaupt auf keine Einzelheiten achte."

„Bitte", entgegnete Dr. Mejzlík ironisch, „was haben Sie dann beobachtet?"

„Die gesamte Stimmung", sagte der Dichter zögernd. „Die menschenleere Straße, wissen Sie… so eine langgezogene Straße… im Morgengrauen… und wie die Frau dort liegenblieb…" Plötzlich sprang er hoch. „Ich habe doch darüber geschrieben, als ich nach Hause kam." Er durchwühlte alle Taschen, zog eine Menge Briefumschläge, Rechnungen und ähnliches Zeug hervor. „Nein, das ist es nicht", murmelte er, „das hier auch nicht – warten Sie, vielleicht das", meinte er, in die Rückseite eines Briefumschlages vertieft.

„Kann ich das sehen?" fragte Dr. Mejzlík voll Nachsicht.

„Das ist nichts Besonderes", antwortete der Dichter. „Doch wenn Sie wünschen, lese ich es Ihnen vor." Daraufhin riß er vor Begeisterung die Augen auf und begann, die Silben langgedehnt und in singendem Tonfall vorzutragen:

„Marsch dunkler Häuser eins zwei
Halt gebieten
Licht des jungen Tages auf Mandolinen spielt
warum Mädchen warum errötest du
wir fahren mit dem Wagen 120 HP
ans Ende der Welt
oder nach Singapore
gebietet Halt der Wagen rast dahin
die große Liebe sich im Staube wälzt
eine gebrochene Mädchenblüte
Schwanenhals Brüste Trommeln und Cinellen
warum weine ich so sehr.

Das ist alles", erklärte Jaroslav Nerad.

„Jetzt sagen Sie mir noch", fragte Dr. Mejzlík, „was das zu bedeuten hat."

„Na, das Autounglück", sagte der Dichter verwundert. „Haben Sie den Inhalt nicht verstanden?"

„Ich glaube nein", bemerkte Dr. Mejzlík kritisch. „Ich kann keinesfalls daraus ersehen, daß am 15. Juli um vier Uhr morgens in der Korngasse das Auto Nummer unbekannt die sechzigjährige betrunkene Bettlerin Beatrix Macháčková überfahren hat. Die Verunglückte, die in ein Krankenhaus eingeliefert wurde, ringt zur Zeit mit dem Tode. Diese Tatsache erwähnen Sie, soweit ich es beurteilen konnte, in Ihrem Gedicht mit keinem Wort."

„Das ist ja auch bloß die rohe Tatsache, Herr", entgegnete der Dichter, sich die Nase reibend. „Ein Gedicht ist aber innere Wirklichkeit. Ein Gedicht, das sind frei gestaltete, surreale Vorstellungen, die von der Wirklichkeit im Unterbewußtsein des Dichters hervorgerufen werden, verstehen Sie mich? Also Blick- sowie Gehörassoziation. Und dem muß sich der Leser unterordnen", erklärte Jaroslav Nerad tadelnd. „Dann versteht er auch das Gedicht."

„Ich bitte Sie", stieß Dr. Mejzlík hervor, „geben Sie mal dieses Gedicht her. Danke. Da hätten wir also: ‚Marsch dunkler Häuser eins zwei Halt gebieten.' Erklären Sie mir den Sinn, bitte…"

„Das ist die Korngasse", behauptete der Dichter, als wenn sich das von selbst verstünde. „Sie begreifen doch, diese zwei Häuserreihen!"

„Und warum ist es zum Beispiel nicht die Nationalstraße?" forschte Dr. Mejzlík etwas spöttisch.

„Weil die nicht so gerade verläuft", lautete die überzeugende Antwort.

„Also, dann weiter: ‚Licht des jungen Tages auf Mandolinen spielt.' – Na, wir wollen das gelten lassen. Nun weiter: ‚Warum Mädchen warum errötest du' – sagen Sie mir gefälligst, wo kommt das Mädchen her?"

„Morgenröte", antwortete der Dichter lakonisch.

„Aha, entschuldigen Sie. ‚Wir fahren mit dem Wagen 120 HP ans Ende der Welt' – nun?"

„Da kam höchstwahrscheinlich der Wagen", erklärte der Dichter.

„Und der hatte wohl 120 HP?"

„Das kann ich doch nicht wissen. Das bedeutet aber, daß er rasch

fuhr, als wolle er bis ans Ende der Welt."

„Ach so. Oder nach Singapore? Ja, sagen Sie, warum gerade nach Singapore?"

Der Dichter zuckte die Schultern: „Das weiß ich nicht mehr, vielleicht deshalb, weil es dort Malaien gibt."

„Und in welchen Zusammenhang bringen Sie das Auto mit den Malaien, he?"

Der Dichter rückte hin und her. „Vielleicht war das Auto braun, meinen Sie nicht?" fragte er nachdenklich. „Etwas Braunes war bestimmt dabei. Warum käme sonst Singapore in dem Gedicht vor?"

„Sehen Sie", sagte Dr. Mejzlík, „der Wagen war schon einmal rot, dann blau, dann schwarz. Welche Farbe soll ich da wählen?"

„Wählen Sie die braune", riet der Dichter, „das ist immerhin eine annehmbare Farbe."

„‚Die große Liebe sich im Staube wälzt eine gebrochene Mädchenblüte' – das ist wohl die betrunkene Bettlerin?"

Ich werde doch nicht von einer betrunkenen Bettlerin schreiben", sagte der Dichter gekränkt. „Schließlich war es ein Weib, begreifen Sie das nicht?"

„Aha. Und was bedeutet: ‚Schwanenhals Brüste Trommeln und Cinellen' – sind das freie Assoziationen?"

„Zeigen Sie mal", sagte der Dichter überrascht und neigte sich über das Blatt Papier: „‚Schwanenhals Brüste Trommeln und Cinellen' – was könnte das nur bedeuten?"

„Das frage ich Sie", knurrte Dr. Mejzlík unfreundlich.

„Warten Sie", überlegte der Dichter, „es muß irgend etwas gewesen sein, was mich an... hören Sie, kommt Ihnen nicht manchmal die Zwei wie ein Schwanenhals vor? Hier." Und er schrieb mit Bleistift eine Zwei auf.

„Aha", sagte Dr. Mejzlík aufmerksam, „und die Brüste?"

„Das ist doch die Drei, zwei Wölbungen, nicht?" meinte der Dichter zögernd.

„Dann haben Sie noch Trommeln und Cinellen da", sagte der Polizeibeamte neugierig.

„Trommeln und Cinellen... das könnte eine Fünf sein, nicht? Sehen Sie doch", sagte er und schrieb die Zahl Fünf auf. „Die Rundungen wie bei einer Trommel und darauf die Cinellen..."

„Augenblick mal", meinte Dr. Mejzlík und notierte die Zahl 235. „Sind Sie sicher, daß der Wagen die Nummer 235 trug?"

„Ich habe mich nicht um die Nummer gekümmert", erklärte Jaroslav Nerad entschieden. „Aber es muß irgend so was dagewesen sein. Wo sollte es sonst herkommen?" wunderte er sich, über sein Gedicht nachsinnend. „Aber diese Stelle ist das Beste vom ganzen Gedicht."

Zwei Tage danach suchte Dr. Mejzlík den Dichter auf; diesmal schlief dieser nicht, er hatte eine Freundin bei sich und suchte vergeblich nach einer Sitzgelegenheit für den Polizeibeamten.

„Ich halte mich nicht lange auf", sagte Dr. Mejzlík. „Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß es tatsächlich der Wagen Nummer 235 gewesen ist."

„Was für ein Wagen?" staunte der Dichter.

„Schwanenhals Brüste Trommeln und Cinellen", stieß Dr. Mejzlík in einem Atemzug hervor. „Und Singapore auch."

„Ach so, jetzt entsinne ich mich", sagte der Poet. „Na sehen Sie, da haben Sie die innere Wirklichkeit. Soll ich Ihnen ein paar andere Gedichte vortragen? Nun werden Sie sie ja verstehen."

„Ein andermal", entgegnete der Polizeibeamte rasch.

„Wenn ich wieder so einen Fall haben sollte."

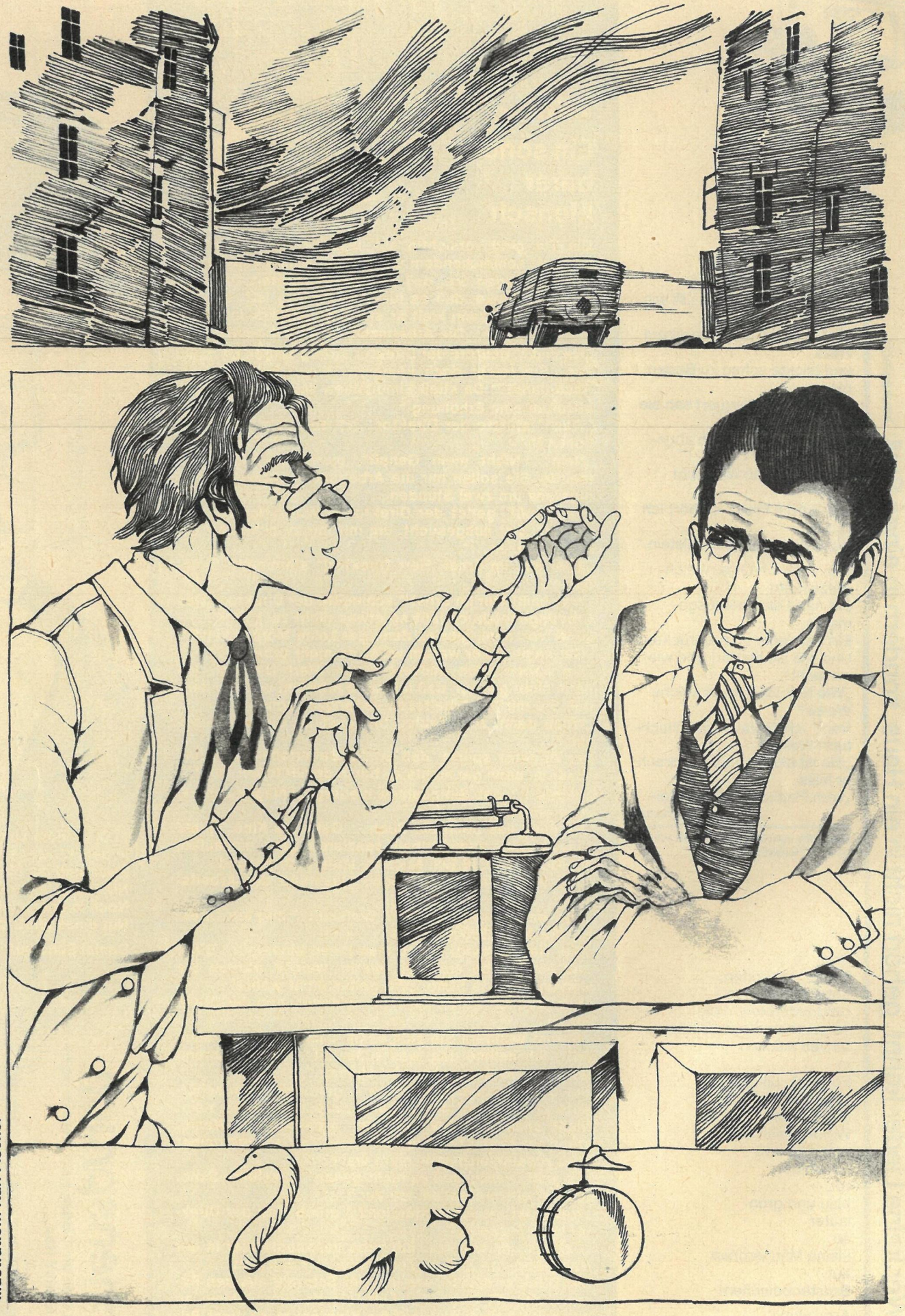
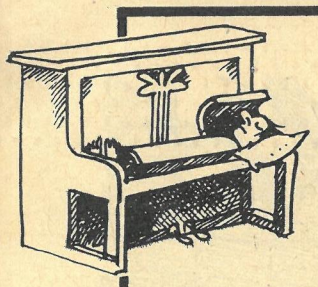


Illustration: Karl Fischer

Erschienen im Aufbau-Verlag in der Übersetzung von Grete Ebner-Eschenhaym



Wer keine Lieder kennt, gehört nicht in ein Haus, sondern in einen Stall. kaukasisch

Dreiklang

Da traf ich jüngstens Lilli wieder.
Sie kam bedrückt aus einem Haus
und blickte scheu zu Boden nieder.
Blaß und verkümmert sah sie aus.
Ihr Kleid war ziemlich abgetragen,
auch die Frisur war nicht mehr fein.
„Sie ist die Frau", so hört ich sagen,
„vom Pianisten Wandelstein."

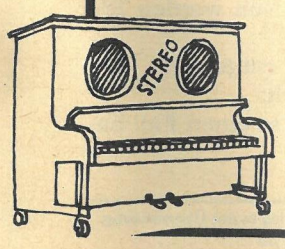
Dann sah ich Olga. Welch Entzücken!
Die hatte sich herausgemacht:
Ein Persianer zum Berücken!
Und wie sie strahlt! Und wie sie lacht!
„Wie lebt sie nur auf solche Weise?"
fragt' ich erstaunt den Nachbarn Klein.
„Sie ist die Freundin", sprach er leise,
„vom Pianisten Wandelstein."

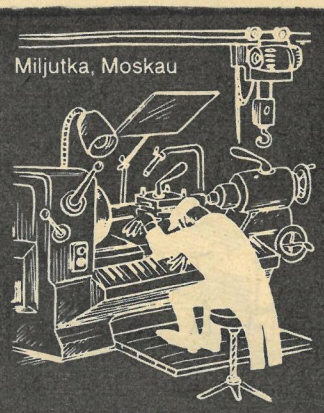
Ralph Wiener

Aus: „Wo man liebt, da laß dich ruhig nieder", Henschelverlag

Und
hinten, im Kasten,
unter den langen,
rundgedrehten, dick
verstaubten Kupferdrähten,
tanzen niedlich
in
komisch, ulklichen,
krummpumplich,
gewickelten
Wollwämserchen,
spielerig und
bauchlos,
rot,
blau und grün
lauter
so
kleine Männerchen
auf
Borstenbeinchen!

Arno Holz





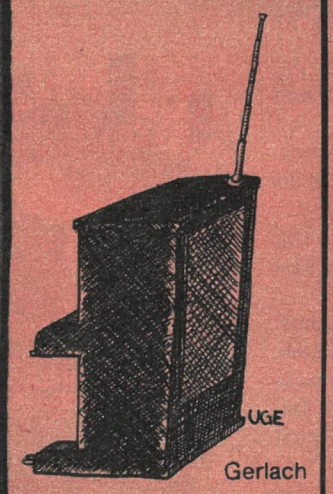
Miljutka, Moskau

Atanas Dimitroff

Ein sonderbarer Mensch

Die Tür ging vorsichtig auf, und ins Direktorzimmer kam mit schleichendem Gang Simo Simodshiew.
„Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Herr Direktor, aber ich denke, daß es für mich wichtig ist", begann Simodshiew. Dann hielt er einen Augenblick inne und platzte heraus: „Die Arbeitszeit reicht mir nicht!"
„Na und?" richtete der Direktor streng seinen Blick auf ihn. „Sie reicht doch keinem... Wozu belästigst du mich damit?" Da stieß Simodshiew schon hervor: „Ich bitte um eine Erhöhung!"
„Was?" stutzte der Direktor. „Ich soll dein Gehalt erhöhen?"
„Nein... Nicht mein Gehalt", murmelte Simo. „Ich meinte, Sie sollen mir die Arbeitszeit erhöhen... Wenigstens um zwei Stunden..."
„Sag bloß!" geriet der Direktor in Wut. „Hast dir die richtige Zeit ausgesucht, um mit mir zu scherzen. Du kannst gehen..."
„Aber ich, im Ernst, Herr Direktor!" stammelte Simodshiew.
„Was heißt hier im Ernst!" schimpfte der Direktor. „Das Arbeitsgesetzbuch läßt so etwas nicht zu."
„Und trotzdem, gibt es denn gar keine Möglichkeit?"
„Gar keine. Aber warum willst du mehr arbeiten?"
„Sie haben mich mißverstanden, Herr Direktor. Ich habe nicht gesagt, daß ich mehr arbeiten will, sondern daß Sie mir die Arbeitszeit verlängern sollen..."
„Wozu dann, zum Teufel, brauchst du diese Arbeitszeit?!"
Der Direktor spürte, daß er die Beherrschung verlor.
„Hast du denn gar nichts zu tun in deiner freien Zeit?"
„Nichts...", gab Simodshiew niedergeschlagen zurück.
„Gar nichts!"
„Na dann lies doch ein Buch... Gehe ins Kino, spiele Klavier, gehe zum Fußball, spazieren, gehe einkaufen, schreib Briefe, iß Eis, Kuchen, laufe dich gesund..."
„Das alles mache ich doch... während der Arbeitszeit..."
„Und warum während der Arbeitszeit?" zog der Direktor die Augenbrauen hoch.
„Sie, Herr Direktor, wenn man Ihnen eine saure Birne und eine gelbe anbieten würde, welche würden Sie wählen?" fragte Simo. „Die gelbe, nicht wahr?"
„Nun ja... Ich würde die reife nehmen", gab der Direktor zu.
„Warum wundern Sie sich dann... Ich mache es auch so... Ich nehme das, was süßer ist... Denn während der Arbeitszeit ist alles viel süßer..."
Der Direktor überlegte einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf und begann zu lachen: „Nein, nein! Nicht alles geht während der Arbeitszeit... Wenigstens am Abend brauchst du etwas Zeit, um mit deiner Frau zusammenzusein, nicht wahr?"
„Es geht, warum soll es nicht gehen", nuschelte Simo. „Sie ist einverstanden, ich auch..."
„Womit ist sie einverstanden?!" erhob sich der Direktor vom Sessel.
„Daß wir uns sehen... Ich habe Verwandte hier in der Nähe, und von Zeit zu Zeit treffen wir uns dort..."
Der Direktor spürte, wie ihm der Schweiß aus den Poren drang. Er holte tief Luft, starrte Simodshiew an und brüllte los: „So also! Ins Kino gehst du, liest Bücher, klimperst auf den Tasten, gehst einkaufen, döst, schreibst Briefe, liest Zeitungen und obendrauf... triffst du dich mit deiner Frau. Und alles während der Arbeitszeit!"
„Aber nein...", murmelte verängstigt Simodshiew. „Ob Sie es glauben oder nicht, aber in meiner freien Zeit kann ich nichts... Weder lesen, noch schreiben, noch ins Kino gehen, habe auch keinen Appetit. Ich weiß nicht – ist das eine Krankheit oder etwas anderes...?"

Aus dem Bulgarischen von Penka Hildebrand



UGE

Gerlach

Uborewitsch-Borowski, Moskau

Schneider

Hausmusikalischer Schneck von Gerlach

Ei Dudeldum so greif
In dein Klavier so steif!
Zwar sind die Finger brav,
Nie fehlts in der Oktav
Noch in der Quint und Terz,
Nur eines fehlt: das Herz.

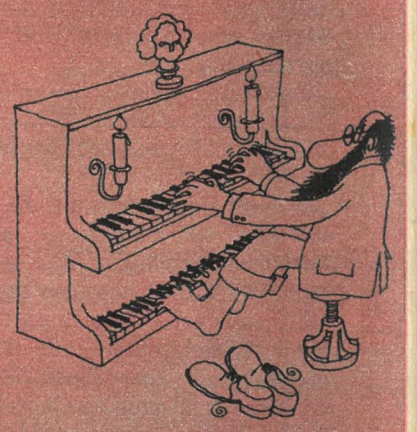
Daniel Schubart

2 Wochenspruch

Früher sang man die Lieder, jetzt werden sie interpretiert. Anatoli Ras

Dreiköpfig und sechshändig spielten auf diesen Seiten: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik)

Nekrassows Phan-Tastereien



Nennt mich was für ein Instrument ihr wollt, ihr könnt mich zwar verstim-

Pawelec

Auf das, was war, fiel Staub und Puder. Vorbei. Ich will nichts mehr von dir. Jedoch dein Kinderbild, du Luder, das stell ich morgen aufs Klavier.

Erich Kästner

Maistrenko, Leningrad

Kaczmarczyk, Warschau

Volkslied

Wenn ich zwei Vöglein wär
Und auch vier Flügel hätt,
Flög die eine Hälfte zu dir.
Und die andere, die ging auch zu Bett,
Aber hier zu Haus bei mir.

Wenn ich einen Flügel hätt
Und gar kein Vöglein wär,
Verkaufte ich ihn dir
Und kaufte mir dafür ein Klavier.

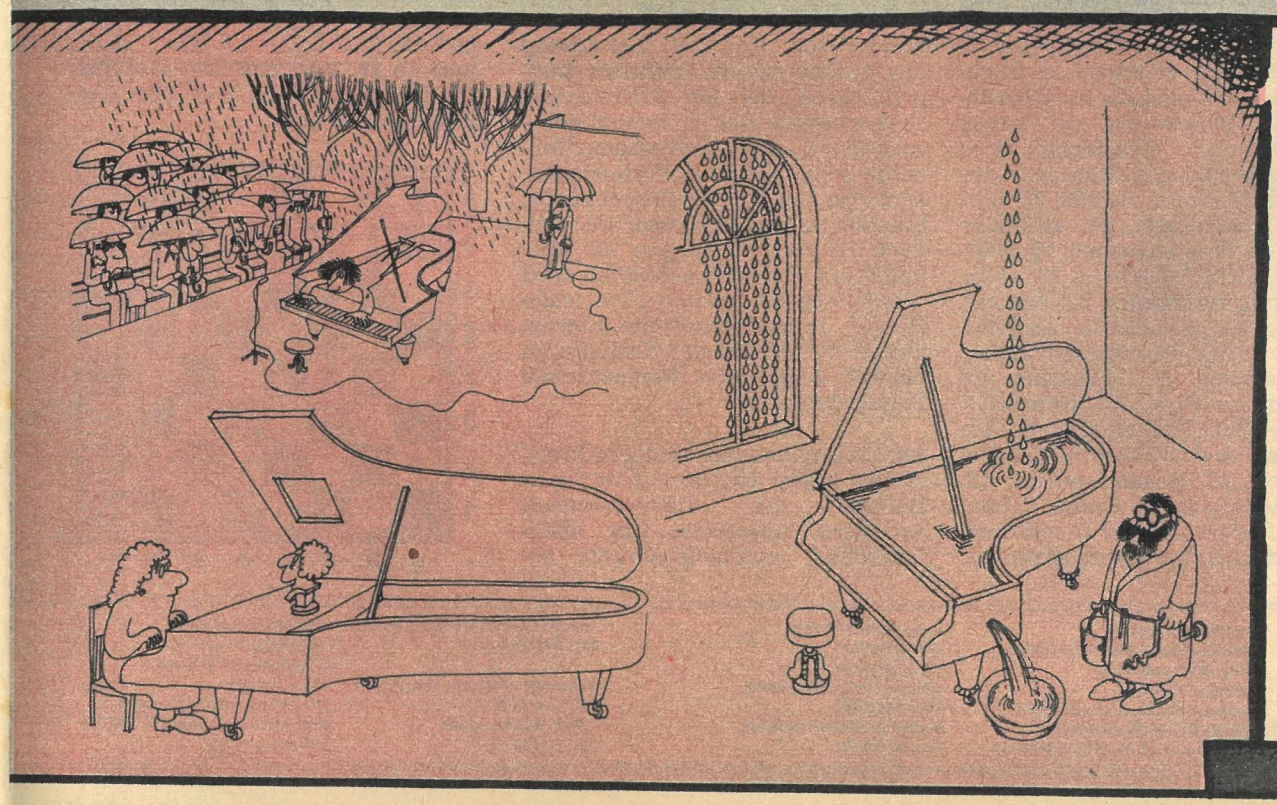
Wenn ich kein Flügel wär
(Linker Flügel beim Militär)
Und auch keinen Vogel hätt,
Flög ich zu dir.
Da's aber nicht kann sein,
Bleib ich im eignen Bett
Allein zu zwein.

Joachim Ringelnatz

Das flotte Töchterlein des Komponisten Rügel, es flatterte mit fünfzehn schon von Mann zu Mann. Darob befragt: „Da ist doch gar nichts dran. Ich hatte schon mit zwölf zu Haus zwei F l ü g e l."

Jobst Rapp

mehr sei auf der Hut. niederländisch Langweilt der Pianist das Klavier, rächt es sich an Unschuldigen.



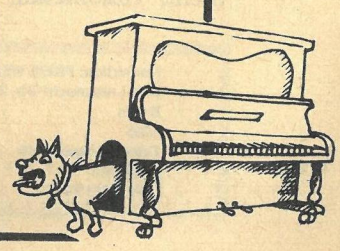
Zum Klavierspielen muß man geboren sein. Denn wenn man nicht geboren ist, kann man nicht Klavier spielen.

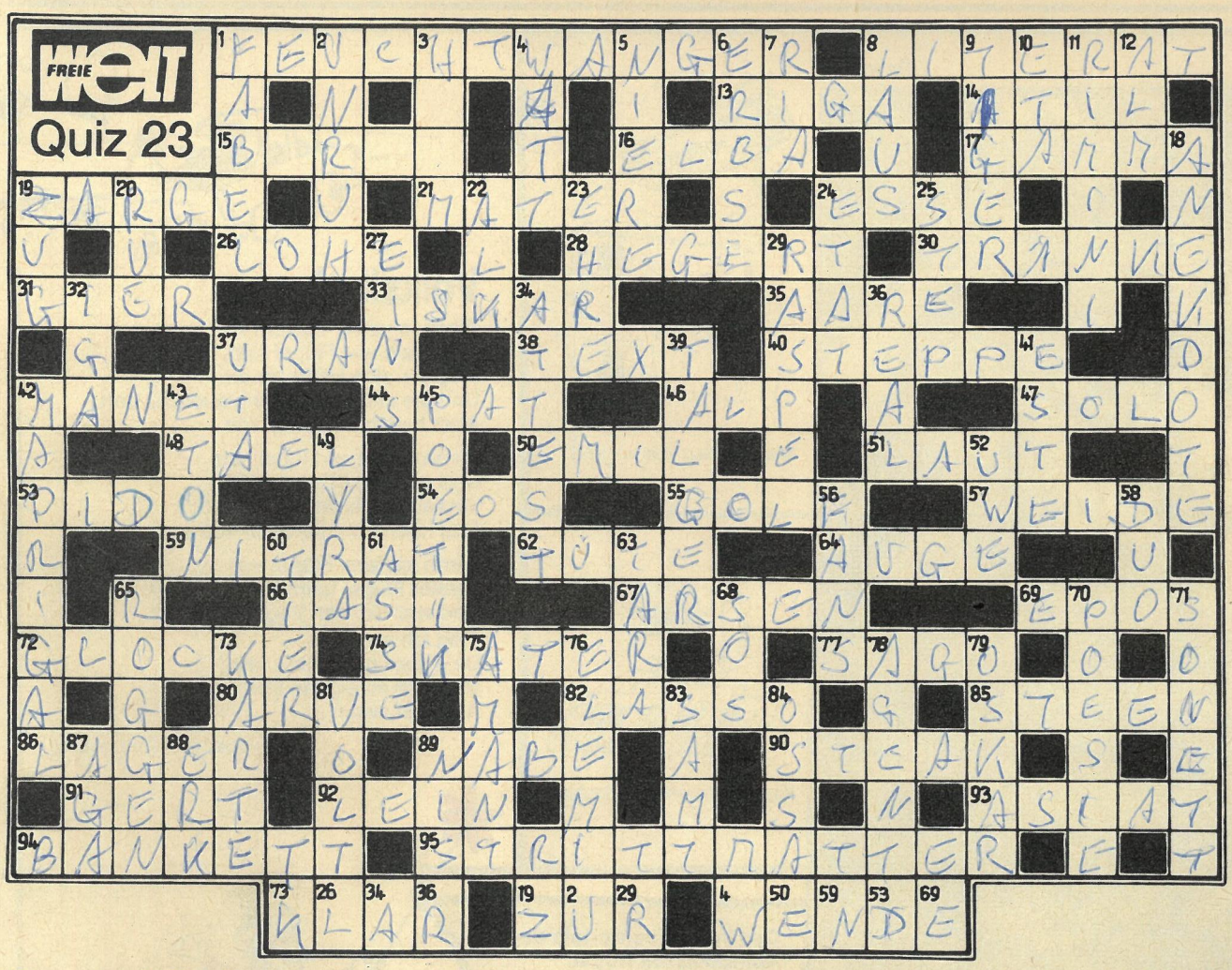
Nur manche Klaviere sind Vegetarier. Viele fressen Nerven.

Manfred Hinrich

Wer einsam ist, der hat es gut, weil keiner da, der ihm was tut. Ihn stört in seinem Lustrevier kein Tier, kein Mensch und kein Klavier.

Wilhelm Busch





Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. deutscher humanistisch-antifaschistischer Schriftsteller (gest. 1958), Autor des Romans „Die Geschwister Oppermann", 8. andere Bezeichnung für Schriftsteller, 13. Hauptstadt einer Sowjetrepublik der UdSSR, 14. Ruinenstadt in der UdSSR an der Wolgamündung, Hauptstadt des Chasarenreiches vom 8. bis 10. Jahrhundert, 15. waagerechter Böschungsabsatz (Bauw.), 16. italienische Insel, 17. griechischer Buchstabe, 19. Einfassungsrahmen bei Tür- und Fensteröffnungen, 21. Mutterform für den Abguß von Stereotypplatten (Polygr.), 24. Rauchfang, 26. Gerbrinde, 28. französischer Revolutionär (gest. 1794), 30. Wasseraufnahmestelle für Tiere, 31. Hab-, Raffsucht, 33. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 35. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 37. chemisches Element, Metall, 38. Wortlaut, 40. baumlose Ebene, 42. französischer Maler (gest. 1883), 44. gut spaltbares Mineral, 46. Nachtgespenst (Abergl.), 47. Einzeldarbietung, 48. alte chinesische Münze, 50. Titelgestalt eines Jugendbuches von J. Wohlgemuth, 51. Ton, 53. Gründerin Karthagos (antike Sage), 54. Göttin der Morgenröte (griech. Mythol.), 55. größere Meeresbucht, 57. Grasland, 59. Salz der Salpetersäure, 62. Verpackungsbehälter, 64. Sinnesorgan, 66. Stadt in Rumänien, 67. chemisches Element, Halbmetall, 69. erzählende Versdichtung, 72. Klangkörper aus Metall oder keramischem Material, 74. Kartenspieler (Umgangssprache), 77. gekörntes Stärkemehl, 80. Zirbelkiefer, 82. Wurfschlinge, 85. holländischer Maler (gest. 1679), 86. Depot, Vorrat, 89. Mittelhülse von Rädern, 90. kurzgebratene Fleischscheibe, 91. Männername (Kurzf.), 92. Ölpflanze, 93. Bewohner eines Erdteils, 94. Festmahl, 95. DDR-Schriftsteller (geb. 1912), Autor des mehrbändigen Romans „Der Wundertäter".

Senkrecht: 1. kurze, lehrhafte Erzählung, 2. Teil der Uhr, 3. holländischer Maler, Meister des Stillebens (gest. 1683/84), 4. SI-Einheit der Leistung, 5. inneres Organ, 6. Gemüsepflanze, Hülsenfrucht, 7. Frauenname (Kurzf.), 8. Ungeziefer, 9. Raubkatze, 10. griechischer Buchstabe, 11. Hafenstadt in Oberitalien, 12. Bergweide, 18. kurze, kennzeichnende Geschichte über eine Begebenheit, 19. Kanton in der Schweiz, 20. franz.: Straße, 22. nordischer Tauchvogel, 23. ethischer Begriff, 24. Staatshaushalt, 25. Bühnentanz, 27. Schulzensur, 29. Holzbearbeitungswerkzeug, 32. Ausstellungsgelände in Erfurt, 34. ärztliche Bescheinigung, 36. alter nordischer Mehrpaartanz, 37. Skulptur im Naumburger Dom, 39. Nebenfluß der Elbe (Bez. Magdeburg), 41. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 42. Schäfergedicht, 43. englische Schulstadt (westl. v. London), 45. Lehre von der Dichtkunst, 49. altgriechisches Zupfinstrument, 52. Männername, 56. begeisterte Anhänger, z. B. einer Fußballmannschaft, 58. Musikstück für zwei Instrumente, 60. Lebewesen, 61. die höchsten Spielkarten im französischen Blatt, 63. Masse der Verpakkung, 65. Brotgetreide, 68. internationaler Seenotruf, 70. Dichtkunst, 71. Gedichtform, 73. Postsendung, 75. Gattung gelb blühender Korbblütler, 76. Ölbaumharz, 78. Spion, 79. Männername, 81. SI-Einheit der elektrischen Spannung, 83. Plüschgewebe, 84. Gebirge in Griechenland, 87. grober orientalischer Wollstoff, 88. deutscher Volksliedsammler (gest. 1883), 89. Bergbaustadt in Jugoslawien (Serbien).

Am 28. August 1988 jährte sich zum hundertsten Mal der Geburtstag des proletarischen Erzählers Ludwig Turek, der am 9. November 1975 verstarb. Der in Stendal geborene Sohn eines Schlossers, Teilnehmer am illegalen Widerstandskampf gegen den Hitlerfaschismus, brachte in seine Literatur auch eigene Lebenserfahrungen als Seemann ein. Besonders deutlich wird dies in seinem Roman „Die letzte Heuer", in dem Turek die internationale Solidarität der Seeleute im Kampf gegen den faschistischen Terror darstellt.

Als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt sich der Titel eines Buches des unvergessenen Arbeiterschriftstellers. Der abenteuerliche, autobiographisch geprägte Reisebericht erschien im Jahr 1949.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 23 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 23. November 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 26/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

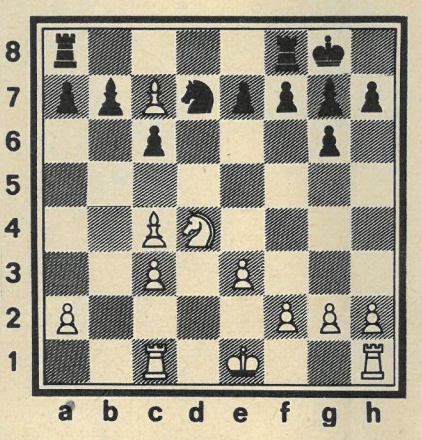
Schach

DDR-Erfolg

...beim Großmeisterturnier in Ungarns Hauptstadt: 1. Farágo (Ungarn) 6,5; 2. Raj Tischbierek vor Uwe Bönsch (beide DDR), Gurewitsch (UdSSR), Bischoff, Kindermann (beide BRD), alle 5,5 Punkte.

SPANISCH, Tischbierek (DDR) – Langyel (Ungarn), Budapest '87: **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lb5 a6 4. La4 Sf6 5. 0–0 Le7 6. Te1 b5 7. Lb3 d6 8. c3 0–0 9. h3 Sa5 10. Lc2 c5 11. d4 Dc7 12. Sbd2 Sc6 13. d5 Sa5 14. b3 Ld7 15. Sf1 Sb7 16. c4 Tfb8 17. Sg3 g6 18. Sh2 Se8 19. Sg4 Sd8 20. Sh6+ Kh8 21. f4 ef 22. Sh5! f6** (das Figurenopfer anzunehmen wäre gefährlich: 22. ... gh 23. L:f4 Lf6 24. e5! L:e5 [24. ... de 25. Dd3] 25. T:e5 de 26. d6 D:d6 27. D:d6 S:d6 28. L:e5+ f6 29. L:f6 matt; oder 23. ... f6 24. e5! fe 25. Dd3 Sf6 26. Lg5 e4 27. T:e4) **23. S:f4 Lf8 24. e5!! de 25. S:g6+ hg 26. L:g6 L:h6 27. Dh5 Schwarz gab auf.**

Die Diagrammstellung zeigt die Spitzenreiterbegegnung Raj Tischbierek – István Farágo (Weiß) nach 14 Zügen. Es geschah: **15. Se6!? Tfc8 16. Tb1! L:c3+ 17. Ke2 Sb6 18. L:b6 ab 19. T:b6 Ta4? 20. Kd3 Tb8 21. K:c3 fe 22. Thb1 Ta3+ 23. Kc2 Schwarz gab auf.**



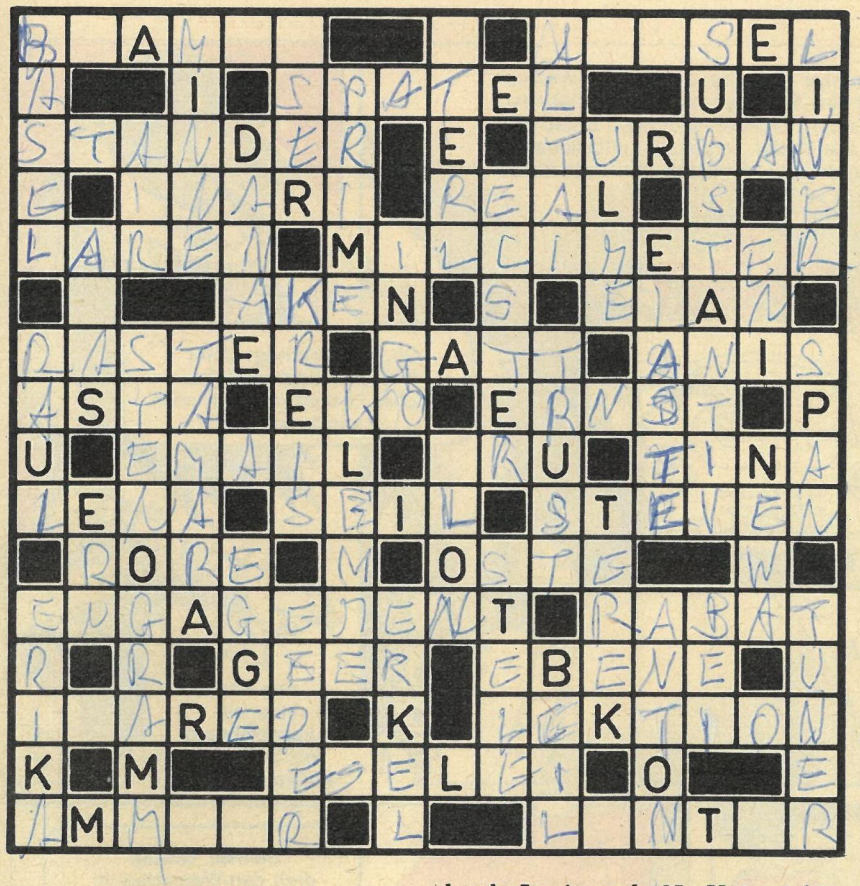
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilnski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Laubbaum, Rüster, 2. Hauptstadt in Nordafrika, 3. Stadt an der Elbe, 4. Hochfrequenzteil im Fernsehapparat, 5. Dingwort (Gramm.), 6. Volk in Südliberia, 7. alte spanische Münze, 8. Heidegewächs, 9. Stadt und Kanton in der Schweiz, 10. kleine Längeneinheit, 11. schlechte Angewohnheit, 12. Verwaltungseinheit in der DDR, 13. Bodenbearbeitungsgerät, 14. Frauenname (Kurzf.), 15. vertragliche Anstellung am Theater, 16. System der Rechentechnik der RGW-Staaten, 17. Strom in Sibirien, 18. russischer Frauenname, 19. kleine Dummheit, 20. in Kurzschrift aufgenommenes Diktat, 21. quaderförmiges Stahlhalbzeug, 22. Flachland, 23. Schiff mit festem Fahrplan, 24. Fluß durch Leningrad, 25. Unterrichtsabschnitt, -stunde, 26. Spaltwerkzeug, 27. Männername, 28. Titelgestalt bei Erik Neutsch, 29. Glasfluß, Schmelz, 30. kurze, dreieckige, meist abgesteifte Flagge, 31. Mutter des Perseus (griech. Sage), 32. frankoflämischer Komponist des 16. Jahrhunderts, 33. Signatur auf der ersten Seite des Druckbogens, 34. Schutzgötter, Hausgeister (röm. Mythol.), 35. Notlage, Verlegenheit (Umgangsspr.), 36. Leine, Strick, 37. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 38. die Gegend der Schulter, 39. Hausflur, 40. Apfelsorte, 41. Seriosität, 42. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 43. Fluß zur Mündung der Elbe, 44. ritterlich-höfischer Frauendienst im 12. und 13. Jahrhundert, 45. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 46. Nebenfluß der Kura, 47. Haltetau an der Gaffel (seem.), 48. kleines Holz- oder Metallteilchen, 49. inselreicher See in Finnland, 50. makromolekulare Werkstoffe, 51. Hochgebirge in Zentralasien, 52. Kuchengewürz, 53. aufrecht stehende Grabtafel, 54. Kombinat der Schwerindustrie im Bezirk Frankfurt (Oder) (Kurzbezeichnung), 55. schmaler, flacher Stab, z. B. zum Auftragen von Salben, 56. Aussehen, Miene, 57. Schöpfer der ungarische Nationaloper (gest. 1893), 58. durch ungeschlechtliche Fortpflanzung entstandene Pflanzennachkommenschaft, 59. Fluß in Nordkaukasien, 60. mohammedanische Kopfbedeckung, 61. alter türkischer Titel, 62. kubanischer Männername, 63. Maler und Grafiker (gest. 1932), einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Impressionismus, 64. Schwung, 65. taubengroßer Rabenvogel, 66. Form der monopolistischen Kapitalvereinigung, 67. leitender Beamter einer Verwaltungsbehörde in der Schweiz, 68. Schlagersängerin der DDR, 69. niederländischer Dichter (gest. 1932), 70. hochgezogene Verlängerung des Kiels an Bug oder Heck (seem.).

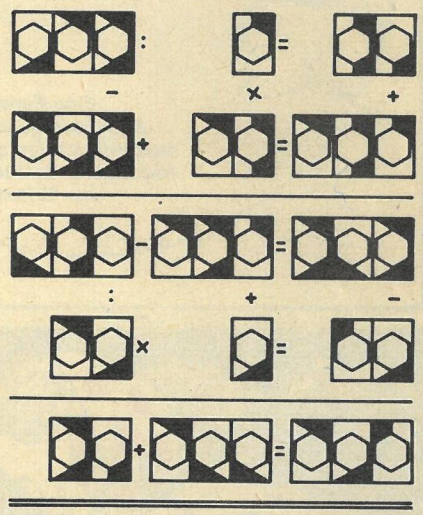
Vorsetzrätsel

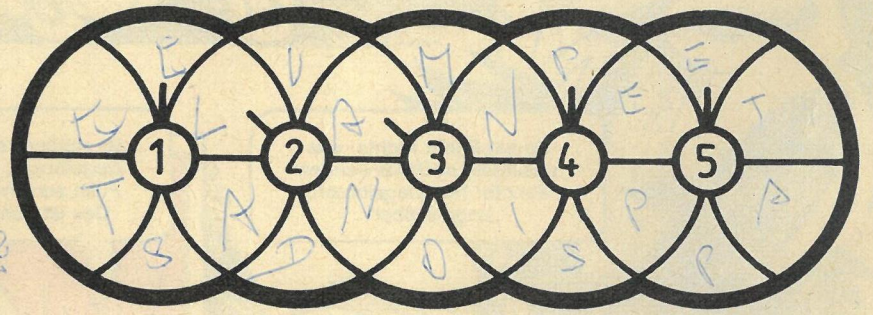
Jedem der nachfolgend aufgeführten Wörter ist jeweils so ein Buchstabe vorzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Arate – Rosa – Eiter – Mine – Erkel – Arad – Inhalt.

Bei richtiger Lösung ergeben die neu vorangesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – eine bauchige Glasflasche.

Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.





Kreisleiste

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. makromolekulare Werkstoffe, 2. Hauptstadt der Volksrepublik Angola, 3. eine Embryonalhülle (Biol.), 4. Enzym des Magensaftes, 5. Teilstrecke, -abschnitt.
Bei richtiger Lösung ergibt sich in den oberen Feldern – von rechts nach links gelesen – ein technisches Fördergerät.

Auflösungen aus Heft 22/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Borodin (17), Arsen (11), Air (3), Gose (29), Starter (59), Nugat (46), Okapi (48), Leda (35), Erek (27), Amok (6), Ebert (22), Degas (18), Adda (1), Mieter (39), Leine (36), Raute (52), Palast (49), Irun (31), Motor (40), Stand (58), Saat (57), Asam (12), Tuba (65), Laban (34), Ernst (28), Iridium (30), Lien (37), Ehe (24), Titer (64), Rotunde (56).
Senkrecht: Baske (14), Raabe (51), Dito (20), Nara (42), Arnim (10), egal (23), Note (45), Newa (43), Ekzem (25), Pate (50), Dos (21), Rede (53), Kean (32), Ode (47), Kerr (33), Rial (55), Amur (7), Alk (4), Dido (19), Test (63), Ren (54), Epos (26), Aida (2), Tura (66), Ara (8), Asta (13), Talar (61), Mau (38), Alter (5), Stirn (60), Mumie (41), Tell (62), Beet (15), Arni (9), Bier (16), Niet (44).
Rätselrosette: 1. Dallas, 2. Nasal, 3. Angara, 4. Adler, 5. Saalfeld, 6. Larve, 7. Lemure, 8. Flame, 9. Flegel.
Um die Ecke gedacht: Fragebogen
Vom Kern zum Wort: 1. Meiningen, 2. Alemannen, 3. Karavelle, 4. Amsterdam, 5. Redakteur, 6. Ehrenburg, 7. Naltschik, 8. Karausche, 9. Oratorium – Makarenko.
Geschütteltes: Georgine
Füllrätsel: 1. Kalorie, 2. Ballade, 3. Fadheit, 4. Sammler, 5. Kantine, 6. Marabus, 7. Natrium – Kadmium.
Gereimtes: Zugbrücke

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 20/Heft 20)

Waagerecht: 1. Olympiade, 6. Woronin, 11. Lese, 13. Sake, 15. Segel, 17. Helm, 18. Soul, 20. Oman, 21. Wolke, 23. Vene, 25. Epos, 26. Pentere, 27. Tera, 29. Inari, 31. Iden, 33. Doppel, 36. Rage, 38. Doping, 42. Elea, 43. Fußballer, 46. Ufer, 48. Aba, 49. Tael, 50. Asta, 52. Assam, 54. Amme, 56. Behrendt, 59. Pils, 60. Spant, 62. Maar, 64. Eede, 66. Air, 67. Etat, 69. Basketball, 73. Egel, 76. Moskau, 78. Orel, 80. Abdera, 82. René, 84. Adler, 87. Erna, 88. Pionier, 90. Kadi, 91. Reel, 93. Remis, 95. Akku, 96. Klio, 97. Aral, 98. Geher, 100. ILO, 101. Reet, 102. Riga, 103. Eins, 104. Rennrad, 105. Coubertin, 106. Aes.
Senkrecht: 1. Ossete, 2. YUG, 3. Pole, 4. Athen, 5. Eller, 6. Wessig, 7. Raupe, 8. Isotop, 9. Name, 10. Gene, 12. Empire, 14. Karin Balzer, 16. Evans, 19. Lende, 21. Wade, 22. Lupe, 24. Niob, 28. Elfe, 30. Aller, 32. Deut, 34. Olympionike, 35. Paten, 37. Arad, 39. Ora, 40. Iasi, 41. Gams, 44. Ulema, 45. Saba, 47. Fabel, 51. Stab, 53. Speed, 54. Asam, 55. Mars, 57. Erbe, 58. Enkel, 61. tea, 63. Aton, 65. Elan, 68. Turek, 70. Aladag, 71. Tore, 72. Adele, 74. Germina, 75. Lasso, 77. Kanute, 79. Rekord, 81. Barren, 83. Erler, 85. Dirac, 86. Erlau, 88. Part, 89. Oker, 92. Egge, 94. Ilse, 99. Hit.

Lösungswort: Wolfgang Nordwig

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M
Anke Vordank, Dettmannsdorf-Kölzow, 2591

2. Preis:
75,– M
Franco Magni, Dresden, 8080

3. Preis:
50,– M
Soldat Thomas Röhring, Bad Salzungen, 6232

4. – 8. Preis:
je 25,– M

Kai-Uwe Bösewetter, Gera, 6500; Konstanze Richter, Wolfen-Nord, 4440; Gerda Greifzu, Berlin, 1156; E. Günzel, Freiberg, 9200; Michael Flöte, Wernigerode, 3700

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

★ KINDERSERIE Chljup und Krapa 2

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Ein paar Kilometer abseits des Waldes liegt eine Müllkippe, auf die alles wandert, was die Dorfleute nicht mehr brauchen: alte Stiefel, zerplatzte Luftballons, ausgefranste Matratzen, zerbeulte Eimer.

1

Oh, wie prrächtig! Unter dem Gerümpel ist sicher mancher Leckerbissen für mich versteckt...

...eine Käserinde, ein Wurstzipfelchen, ein leckerer Bratenknochen.

2

So ein Pech! Nichts, was unsereins noch verwenden könnte! Nur Ziegelbruch, ungenießbar!

3

Ja, schöner scharfer Ziegelbruch, der die Füße zerschneidet! Das ist sehr gut!

4

MÜLLHAUFEN

Schnell, Chljup, dreh den Wegweiser in Richtung Strand!

5

Soll ich hier wirklich eine neue Müllkippe anlegen? Das Schild wies genau zu diesem Platz!

6

Und so entlädt der Fahrer seine Ladung direkt am Bach. Wohl ist ihm dabei aber gar nicht.

7

Oh, welch ein Schmutzfink hat unser schönes Ufer so verschandelt?

Ziegelschutt? Mascha, ich habe eine Idee! Du wirst sehen, eins-fix-drei ist der Strand sauber!

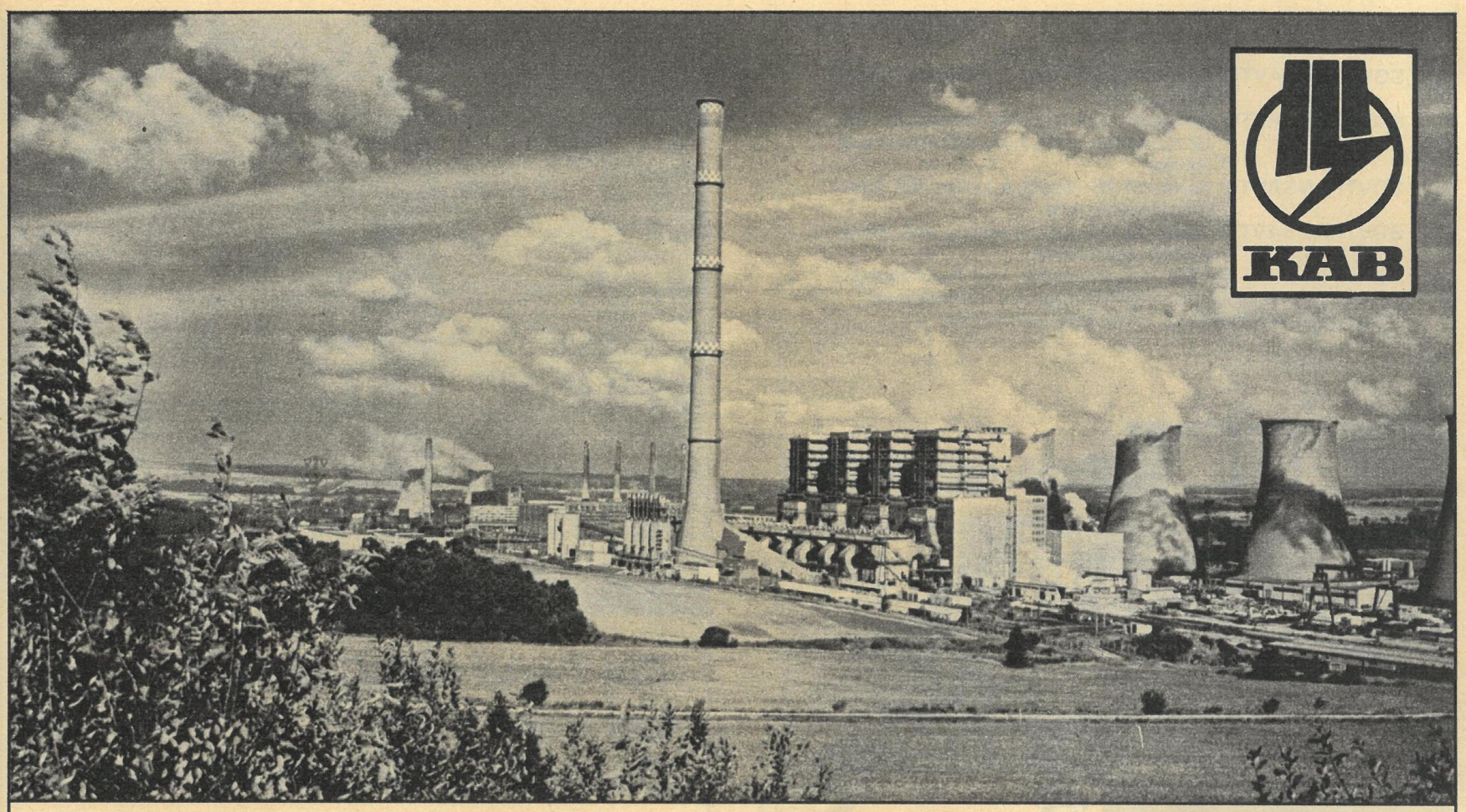
8

Und schon sind sie dabei, sich aus den Ziegeln einen Weg durch den Fluß zu bauen.

9

Jetzt können sie mit trockenen Füßen ans andere Ufer gelangen, und der Strand ist wieder blitzsauber.

10



Du brauchst die Energie –
Dich braucht die Energiewirtschaft

Der Kraftwerksanlagenbau der DDR produziert und rekonstruiert im erforderlichen Umfang und in zuverlässiger Qualität die Kraftwerksanlagen zur Elektro- und Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft und Bevölkerung der DDR.

Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben – insbesondere in der Projektierung des Betriebsteiles Berlin-Marzahn – und auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB) unterbreiten wir Ihnen folgendes

ARBEITSPLATZANGEBOT:

1 Ingenieure
2 Technologen
3 Projektanten/Konstrukteure
4 TKÖ-Ingenieure, Mitarbeiter
6 Sekretärinnen
7 Fachkräfte für EDV
8 Technische Zeichner
9 Meister (Masch.-Bau, E-Techn., Schweiß-Techn.)
10 Anlagenmonteure
11 Metallfacharbeiter
12 Schweißer
13 Isolierer
14 TuL-Facharbeiter
15 BMSR-/Elektromonteure

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen persönlichen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen
1 2 3 4 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
(Zutreffendes ankreuzen)

an:

Name, Vorname Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort_____ im Bezirk/Kreis_____
an einem beliebigen Ort in der DDR ○

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort ○
Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben ○

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend des KAB-Arbeitsplatzangebotes als

Facharbeiter ○ Meister ○ Hoch- bzw. Fachschulkader ○

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Berlin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, Hans-Beimler-Str. 91–94, Berlin, 1017, Telefon: 4 38 55 94
Lubmin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Lubmin, Lubmin, 2228, Telefon: Wusterhusen 40
Stendal	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Stendal, PSF 900, Stendal, 3500, Telefon: Arneburg 70
Bitterfeld	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, Leitbetrieb, Glückaufstr. 2, Bitterfeld, 4400, Telefon: 6 70
Bebitz	VEB Flanschenwerk Bebitz, Lebendorfer Str. 1, Bebitz, 4341, Telefon: Bernburg 83 06
Leipzig	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, BT Montagewerk Leipzig, Bitterfelder Str. 19, Leipzig, 7021, Telefon: 56 16/480
Dresden	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Montagehilfsleistungen, Karl-Marx-Platz 2 b, Dresden, 8060, Telefon: 5 33 42
Karl-Marx-Stadt	VEB Dampfkesselbau Karl-Marx-Stadt, Annaberger Str. 101, Karl-Marx-Stadt, 9048, Telefon: 5 80 81
Erfurt	VEB Feuerungsanlagenbau Erfurt, Am Laitrand 1, Erfurt-Bischleben, 5032, Telefon: 6 55 15
Finow	VEB Rohrleitungsbau Finow, Coppistr. 2/6, Eberswalde-Finow 3, 1300, Telefon: 5 70

Sprechzeiten: dienstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr
donnerstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–15.00 Uhr
freitags 9.00–11.00 Uhr

Durch Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf eine Postkarte oder in einem Briefumschlag, an den

VEB Bergmann Borsig
Stammbetrieb des KKAB
Zentrales Informationsbüro
Hans-Beimler-Str. 91–94
Berlin
1017

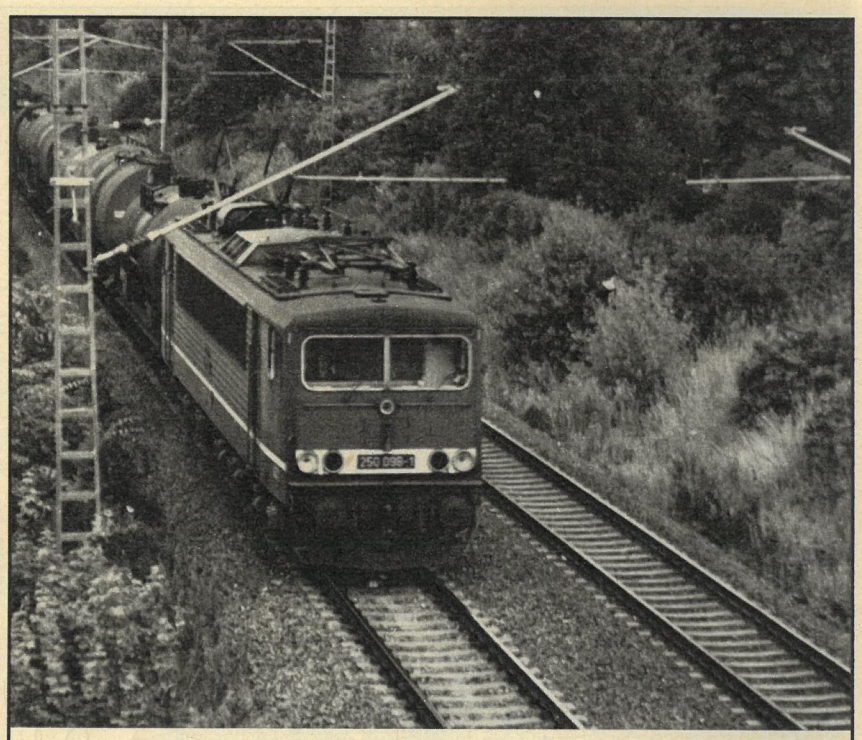
erhalten Sie von uns ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Reg.-Nr. 185/IV/87

SOVTRANSAVTO bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse
SOVTRANSAVTO bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und Ländern Europas und Asiens
SOVTRANSAVTO bedeutet 23 reguläre Linien für Sammelguttransporte
SOVTRANSAVTO bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien.
Zur Beförderung werden Außenhandels- und Ausstellungsgüter sowie Diplomaten- und Privatgepäck übernommen.
SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!

Anschrift:
UdSSR, 127 018, Moskau
Oktjabrjskaja ul., 2/12
Telefon: 971–36–63
Telex: 41 12 51

Sovtransavto



Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen einige hunderttausend Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch und täglich rollt der Güterverkehr. Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

- **Lokomotivführer**
- **Rangierer**
- **Rangierleiter**
- **Stellwerkswärter**
- **Wagenmeister**
- **Facharbeiter für Eisenbahnbau**
- **Tiefbaufacharbeiter**
- **Gleisbaumaschinisten**

Die Deutsche Reichsbahn bietet:
- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- Günstige Renten

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstraße 1/10, Magdeburg, 3010
Schwerin	Herbert-Warnke-Straße 15/17, Schwerin, 2700

Reichsbahnbaudirektion Berlin
Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 136/I/88

KASKO bevor es zu spät ist!

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Kasachische Bildnotiz:

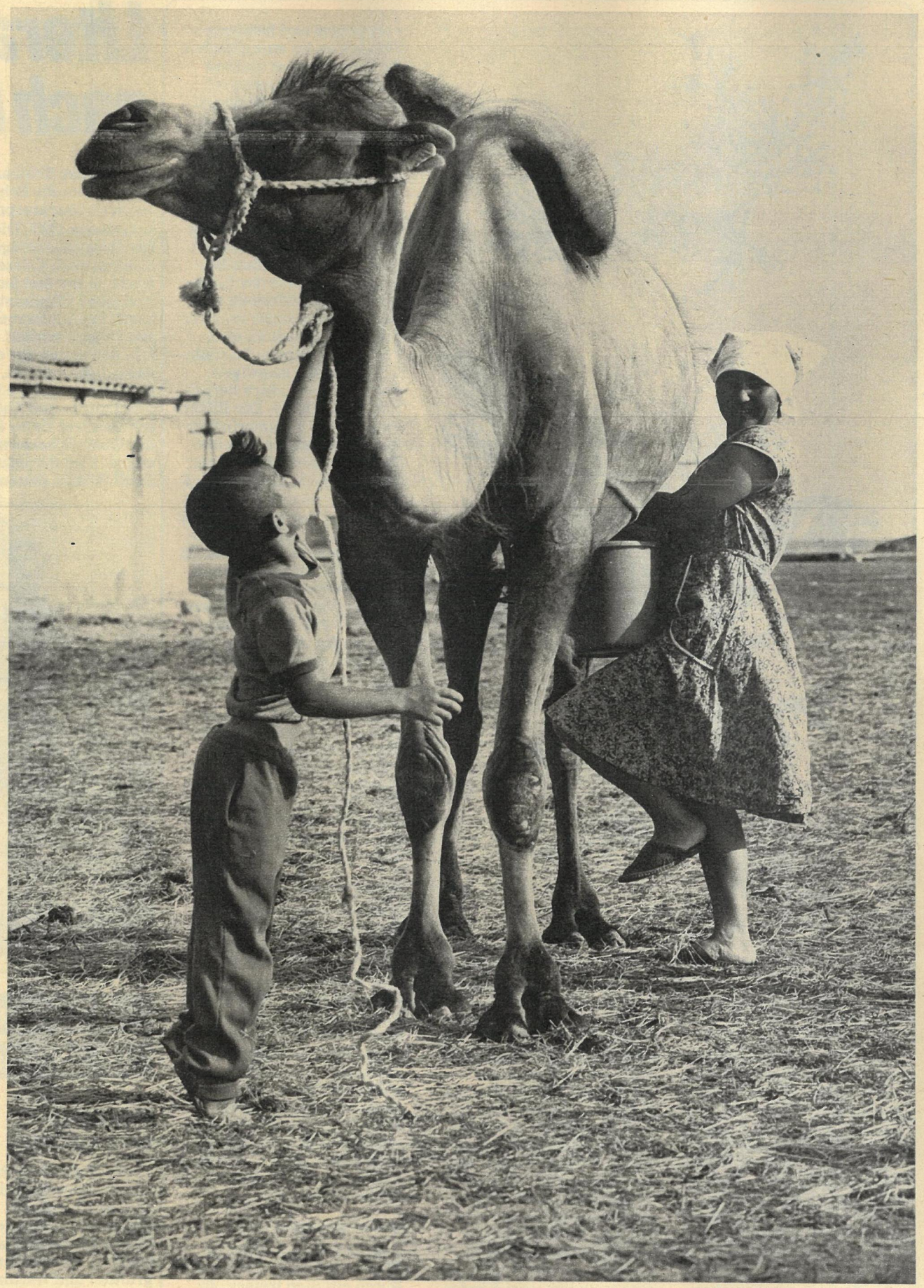
Wüstenschiff in Pacht

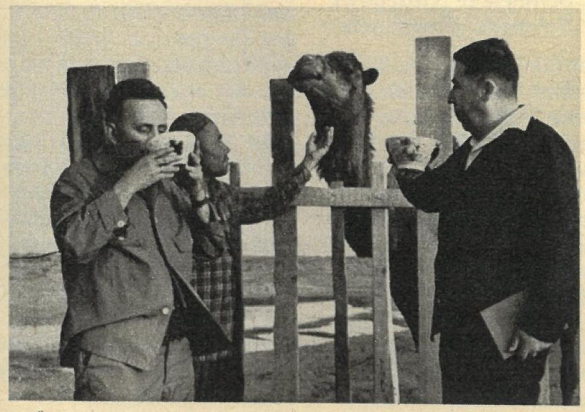
Geduldig läßt sie sich melken – die Stute des zweihöckrigen Trampeltiers, obwohl gerade diese Milchspender als besonders störrisch gelten. Entgegen einer allgemein abnehmenden Tendenz der Kamelhaltung hat der Sowchos „Sauralny“ im nördlichen Hinterland des Kaspischen Meeres seinen Bestand in den vergangenen Jahren verdoppelt. Selten geworden ist im Zeitalter von Lastwagen und Transportflugzeug der Anblick einer hoch bepackten Karawane, doch Kamelfleisch, -wolle und -milch weiß man heute besser zu schätzen als zuvor (als eine Kamelherde nicht recht in das Bild landwirtschaftlichen Fortschritts zu passen schien). Der Sowchos im Uralsker Gebiet hat seine Tiere versuchsweise an zwei Familien verpachtet; ihm werden langfristig feste Einnahmen garantiert, Überschüsse, durch gutes Wirtschaften erzielt, fallen den Pächtern zu.

Als irrig gilt heute die Ansicht, daß Kamele in Wüsten- und Halbwüstenregionen die Futtergrundlage für eine Entwicklung der Karakulzucht schmälern. So wurde allein für den Bereich der Karakum errechnet, daß dort im Jahresdurchschnitt mehr als vier Millionen Tonnen Salzkräuter, Wermut- und Dornsträucher zur Verfügung stehen – von Schafen verschmäht, aber Nahrung für 300 000 Kamele (schon ein Exemplar der Hochleistungsrassen bringt bis zu 600 Kilogramm Schlachtgewicht).

Auf dem Territorium der Sowjetunion werden außer in Kasachstan Kamele auch in der Kirgisischen und im Süden der Usbekischen SSR, in der Kalmykischen und der Tuwinischen ASSR sowie in den Gegenden um Tschita, Astrachan und Wolgograd gehalten. Ihre Anzahl, die noch um 1930 über anderthalb Millionen betrug, wird jetzt mit etwa 250 000 angegeben. Nach dem Norden zu dominiert das Zweihöckerkamel (Kasachische, Kalmykische und Mongolische Rasse), im Süden das einhöckrige Dromedar. Kalmykische Trampeltiere liefern die größte Fleischmasse, Dromedare der ursprünglich arabischen Rasse Arwan die höchste Milchproduktion. Von wirtschaftlicher Bedeutung sind auch die frohwüchsigen Bastarde beider Formen.

H. Frosch





Nachbemerkung: Foto links bildet den optischen Beleg für die Kontinuität kamelkundlicher Studien durch FREIE-WELT-Reporter. Verkostet wurde anno 66 – vom Dromedar des Bewässerungsmeisters am Rande der Wüste Kysylkum – Kumys aus Kamelmilch, selten und teuer bezahlt auf den Basaren, gepriesen wegen wohltätiger Wirkung für Gesundheit, Schönheit und Manneskraft.

Fotos: TASS/A. Sedelnikow, H. Krüger

Wildkräuter – Wildfrüchte

7 Schwarzdorn

Die Schlehe war offensichtlich in vorgeschichtlicher Zeit ein wichtiges Nahrungsmittel, denn von Steinen der Früchte wurden ganze Karrenladungen in den Resten jungsteinzeitlicher Pfahlbauten gefunden. Später nutzte man Blüten, Blätter, Rinde und Früchte zu Heilzwecken. Der Botaniker Adam Lonitzer empfahl im 16. Jahrhundert sowohl Schlehenfrüchte in Honig als auch Schlehenwein und Schlehenmus gegen Darmerkrankungen, Nieren-, Blasen- und Frauenleiden. Ob der Schlehensaft je als Enthaarungsmittel gewirkt hat, wie es Lonitzer beschreibt, sei dahingestellt: „Schlehensafft gestrichen an die ende/da einer kein Haar begert zu haben/es macht dieselbe stätt kal und glatt." Wie um alle Dornsträucher rankt sich auch um den Schlehdorn der Aberglaube. Seine Zweige, an die Stalltür genagelt, sollten Hexen vertreiben. In einigen Teilen Jugoslawiens trug man die Dornen ins Kleid eingenäht, um Hexen zu bannen. Schlehenblüten galten als Schutz vor einer Anzahl von Krankheiten. In Böhmen wurden damit sogar Flöhe aus den Betten vertrieben. Sicher half das ebensowenig wie die drei Schlehenblüten, die eine Frau in Bayern freitags pflückte und als Verhütungsmittel nahm. Sie empfing trotzdem acht Kinder. Wohl nicht ganz unbegründet war im Vogtland und in Westböhmen die Annahme verbreitet, daß eine zeitige Schlehenblüte eine frühe Getreideernte voraussage und die Mädchen im entsprechenden Jahr viele Kinder zur Welt brächten. Der bis drei Meter hohe, stark verzweigte und bedornte Strauch ist im europäischen Raum verbreitet und nur auf Island nicht anzutreffen. Er bildet am Wegrand Hecken, steht an Waldrändern, Ackerrainen und Böschungen. Die Rinde ist fast schwarz, daher der Name Schwarzdorn. Im zeitigen Frühjahr ergibt sich dadurch ein starker Kontrast zu den meist sehr zahlreichen kleinen, weißen Blüten, die noch vor der Laubentfaltung erscheinen und nach Bittermandel riechen. Das Laub ähnelt kleinen Pflaumenblättern. Im Oktober reifen die kugeligen, dunkelblauen, stark bereiften Steinfrüchte. Die Blüten enthalten ein Cumarinderivat. Ein Teelöffel auf eine Tasse Wasser ergibt einen Tee, der mild, aber nachhaltig abführend wirkt, vor allem dann, wenn bereits eine Gewöhnung an andere Abführmittel vorhanden ist. Er wird auch bei schmerzhaften Verstopfungen und Darmkrämpfen empfohlen. Die Steinfrüchte enthalten Gerbstoffe, Anthozyan (Blütenblau), organische Säuren, Vitamin C (etwa 30 mg/100 g) und Zucker. Sie schmecken sehr herb und sind erst nach dem Durchfrieren einigermaßen genießbar. Stellt sich Ende Oktober/Anfang November kein Frost ein, legt man die Schlehen zwei Tage ins Gefrierfach. Sie lassen sich dann vielseitig verarbeiten.

Schlehenlikör

Man zerquetscht 500 g gekochte Schlehen, ohne die Kerne zu verletzen, vermischt mit 100 g Zucker und setzt mit 500 ml Branntwein an. Wird klarer Korn verwendet, kommt das Aroma der Früchte ohne Veränderung zur Wirkung. Mit Gin, Weinbrand oder Rum kann man interessante Varianten erzielen. Die Mischung vier Wochen warm stellen, dann filtern, auf saubere Flaschen ziehen und zwei bis vier Monate im Keller reifen lassen.

Schlehenmarmelade

1 kg Schlehen mit wenig Wasser weichkochen und durch ein Sieb treiben. In den so gewonnenen Brei 1 kg Zucker und 250 g Apfelmus rühren und das Ganze zu einer kräftig sauren Marmelade kochen.

Annegret Räuber

Damit ist die Serie beendet. Kräfte der Natur zum Nutzen der Gesundheit – wenn Sie das Thema weiter interessiert, liebe Leser, schreiben Sie uns Ihre Vorschläge!

Zeichnung: Hille Blumfeldt

Literatur-Tour nach Odessa

Entlang der Schwarzmeerküste lagen die Schauplätze unseres Literaturpreisausschreibens 1987. Die Reise der Hauptpreisträger führte diesmal nach Odessa, der Stadt, in der fast jedes Haus und jeder Pflasterstein von berühmten Autoren oder ihren Helden erzählt. Im Hafen, der immer für ein Erinnerungsfoto gut ist, machen inzwischen andere Kaliber von Fracht- und Passagierschiffen fest als zu Alexander Grins Schauermannszeiten. Und der letzte der zwölf Stühle, denen der große Kombinator Ostap Bender in der Satire von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow nachjagte, war nur im Literaturmuseum zu besichtigen. Aber wer, wie Sabine Jahr aus Rostock (Foto rechts unten mit Kamera), Phantasie und keine Scheu vor Sprachbarrieren hatte, konnte die Freiräume im reichhaltigen Programm nutzen, um in die Intimitäten Odessas einzudringen. Nichts anderes haben die Schriftsteller vor ihren literarischen Entdeckungen getan. Ein Tagesausflug brachte die Gruppe bis auf die Mauer der imposanten Festung Hadshibej, die Zeuge einer wechselvollen Geschichte war. Auf der Rückfahrt durch eine schöne Erholungszone endlich Körperkontakt zum Schwarzen Meer. Das freundliche Wetter hatte im September die Jahresuhr noch einmal zurückgedreht – Odessa steckte bis in die Nacht hinein voller Leben. Für viele wurde ein Ballettabend im berühmten Odessaer Opernhaus mit seinem besonderen Charme zu einem Höhepunkt. Sollte Sie jetzt auch die Reiselust packen – Leningrad ist das Ziel des diesjährigen Literaturpreisausschreibens (FW 20/88). Einsendeschluß: 15. November 1988.

Tatjana Trögel

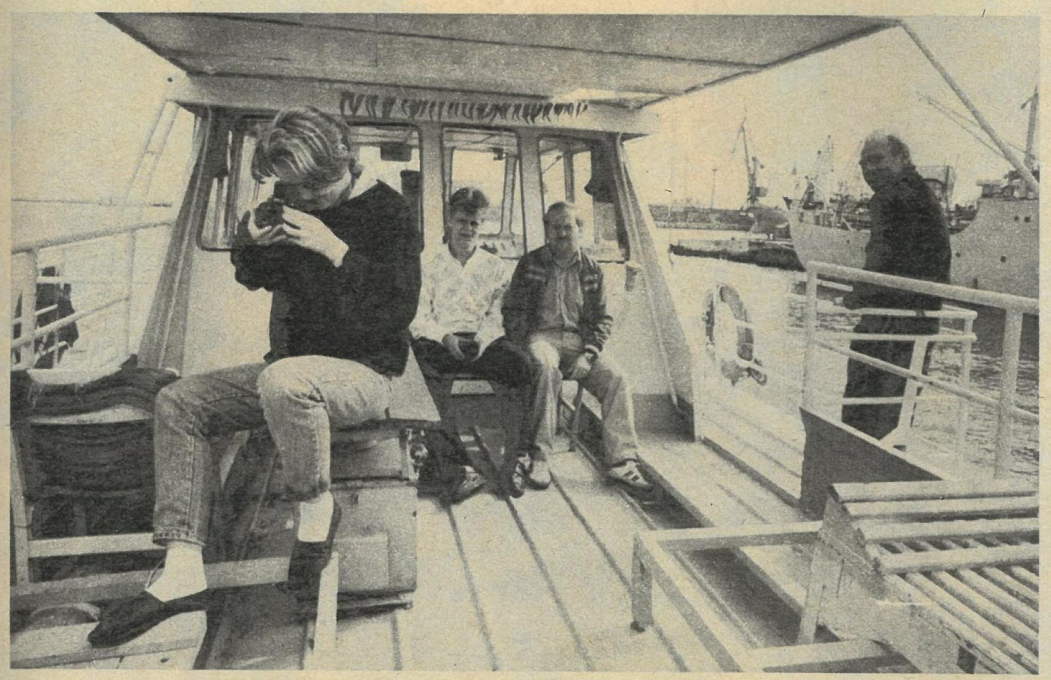
Sie fragen wir antworten

Aus Sorge um die Kinder

Unser Kollektiv arbeitet in der Kinderkrippe des VEB Lautex Ebersbach. Uns interessiert der Sowjetische Kinderfonds. Seit wann besteht er, wer hat ihn gegründet und warum?

Schwester Hildegard Schmidt, Ebersbach

Mit der Gründung des Sowjetischen Kinderfonds hat man eine Volksinitiative aus dem Jahre 1924 wiederbelebt. Selbst in der UdSSR wissen nur wenige, daß fünf Tage nach dem Tode Lenins ein Hilfsfonds für Kinderheime eingerichtet worden war, der seine Tätigkeit allerdings 1938 einstellte. Im Oktober 1987 wurde der Fonds neu gegründet. Die Initiatoren: staatliche Organe, gesellschaftliche und kulturelle Organisationen und Einrichtungen sowie zahlreiche Privatpersonen. An der Spitze des Komitees steht Albert Lichanow, Schriftsteller und Chefredakteur der Jugendzeitschrift „Smena". Auf das Bankkonto des Fonds gingen bis Ende 1987 Spenden von insgesamt 125 Millionen Rubel ein. Bei der Außenhandelsbank der UdSSR eröffnete der Fonds ein Konto mit der Nummer 7070, auf das ausländische Bürger Spenden überweisen können. Die Aufgaben des Fonds sind vielfältig. Es geht darum, Kindern zu helfen, die aus diesem oder jenem Grund ein schweres Schicksal haben, zum Beispiel schwierige Familienverhältnisse, körperliche oder geistige Behinderungen. Außerdem will man eine bessere Ausstattung von Heimen und Internaten ermöglichen, den Einsatz von mehr qualifizierten Erziehern erreichen und internationale Hilfsaktionen unterstützen. Heute lebt



etwa eine Million Kinder in der UdSSR ohne Eltern. Die Ursachen sind zahlreich – viele geschiedene Ehen, Frauen, die sich nach der Entbindung von ihrem Neugeborenen lossagen, Alkoholmißbrauch, Egoismus, Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen deshalb Probleme der Familie. Die Familienerziehung, ihre moralischen Werte müssen neu belebt werden. Das Organisationskomitee des Kinderfonds erhält täglich Hunderte von Briefen und Anrufen einzelner Bürger oder ganzer Gruppen, die ihre Hilfe anbieten. Der Fonds kann natürlich die staatliche Fürsorge für die Kinder nicht ersetzen. Er ist jedoch eine Initiative auf breiter Basis, um den Staat bei dieser Aufgabe wirksam zu unterstützen.

(Nach APN)

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Detlef Christel (3); Vignette: Martin Kotsch

Preisfrage

Heft 23/88

„Der Vati wird's schon machen!"
Welcher berühmte Vater ist hier diesmal gefragt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 26/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 23. November 1988. Auflösung von Heft 20/88: Rund 15 600 Züge. Wir gratulieren Heinz-Dieter Baake, Halberstadt.

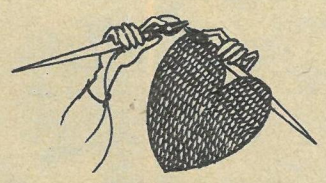
Wer schreibt uns?

Ira Mironenko, 15 Jahre alt, interessiert sich für moderne Musik und Film, schreibt deutsch und möchte Freunde in der DDR finden. UdSSR, Donezkaja obl., 343 923 Kramatorsk, ul. N. Kurtschenko, 29-38

Sergej Jakowlew, 23 Jahre alt, Arbeiter. Interessiert sich für Musik und Fotografie, hat einige Englischkenntnisse. UdSSR, 173 021 Nowgorod, Prospekt Mira, d. 25/2, kw. 134

Swetlana Titowa, 16 Jahre alt, Fachschulschülerin, modeinteressiert. UdSSR, 634 004 Tomsk, ul. Studentscheskaja, 7-22

Agnieszka Pasiciel, 17 Jahre alt, liebt Musik und Strickarbeiten, schreibt russisch und deutsch. VR Polen, 37-464 Stalowa Wola 6, ul. Klasztorna 26



Dem Frieden die Freiheit

Rundfunk-Solidaritätskonzerte in Gemeinschaft mit dem FDGB

Abendkonzerte:	Jugendkonzerte:
25. November,	27. November,
2., 9. und	4., 11. und
16. Dezember 1988	18. Dezember 1988
19.30 Uhr	13.00 Uhr

Stimme der DDR
Radio DDR · Berliner Rundfunk · Jugendradio DT64

SOLIDARITÄT hilft siegen!

(ausschneiden und an Stimme der DDR, Berlin 1160, schicken – bitte in Druckschrift ausfüllen)

Name/Gewerkschaftsgruppe

Betrieb/Anschrift

Wert der monatlich erworbenen Solidaritätsmarken bzw. weitere Spenden auf das Konto 444 bei der Staatsbank der DDR

Musikwunsch

Wo Lomonossows Wiege stand

In der Lösung der Rücktitel-Preisfrage aus Heft 18/88 wird Mischaninskaja als Geburtsort Lomonossows angegeben (FW 20/88). Im Lexikon heißt es, daß der große Wissenschaftler in Denissowka zur Welt kam. Wurde der Ort umbenannt?

Gerhard Schernikau, Langenhanshagen

Wer sich über den Geburtsort Lomonossows informieren will, erlebt eine Überraschung: Selbst in neuen sowjetischen Nachschlagewerken finden sich unterschiedliche Angaben. Die Große Sowjetenzyklopädie nennt in ihrer neuesten Ausgabe „Denissowka", die Literaturenzyklopädie aber „Mischaninskaja". Was ist richtig? Auskunft gibt ein älteres Werk, die 1954 in deutscher Übersetzung erschienene Biographie Lomonossows von A. Morosow – auf Seite 32 wird das „Rätsel" gelöst: Auf Kurostrow, einer der vielen Inseln in der Dwina, lagen dicht beieinander mehrere Dörfer. Das größte war Denissowka, daneben lag Mischaninskaja, das schon bald – wie wir heute sagen – eingemeindet wurde. Als in unserem Jahrhundert das Dorf, aus dem Lomonossow stammte, in Lomonossowo umbenannt wurde, war das nicht mehr Mischaninskaja, sondern Denissowka. Beide Angaben sind also richtig, wobei in der Spezialliteratur Mischaninskaja bevorzugt wird.

Dr. sc. Peter Hoffmann, Berlin

Am Busen der Natur

Die Verfasserin der Serie „Wildkräuter – Wildfrüchte" versetzt den Leser durch geschickte Verknüpfung wissenswerter Details in eine neugierig-angenehme Stimmung. Dank der kurzweiligen Form bleibt manches im Gedächtnis haften.

Elfriede Kühnung, Bernburg

Так было правильно

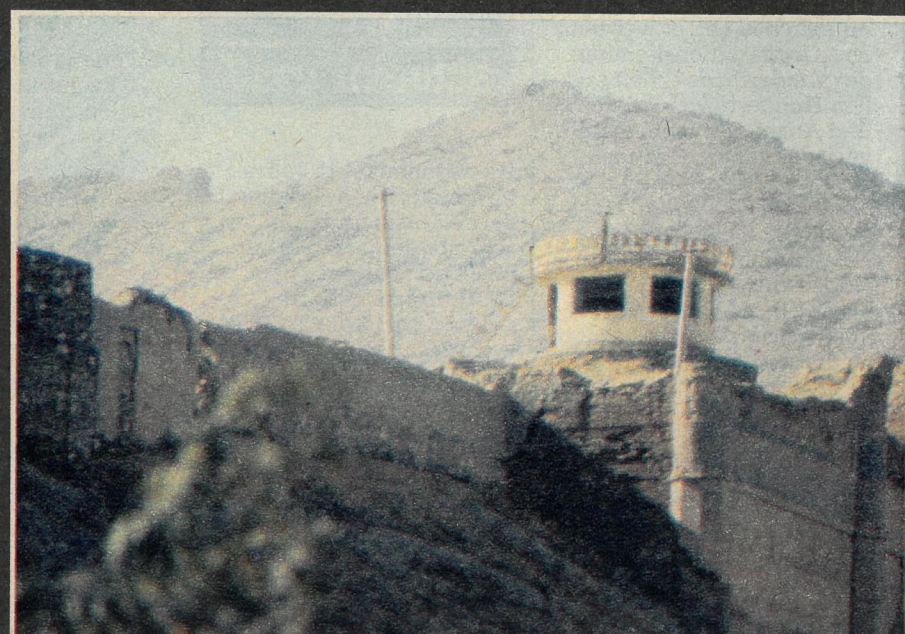
Die Auflösung aus Heft 20/88 „Gut gekaut ist halb verdaut" – Russisch in Redensarten – lautet:

1. Я сегодня не в **своей тарелке.**
2. Мы с ним съели **пуд соли.**

Es gewannen: 100 M – Hannelore Horn, Templin; 75 M – Ulrike Engelhardt, Eckolstädt; je 50 M – Manfred Beck, Wehrsdorf; Hartwin Gottschalk, Arendsee; Petra Schulz, Gera. Herzlichen Glückwunsch!

Afghanistans Hauptstadt geht spät zur Ruhe:

Tausend- undkeine Nacht



Kabul nach Sonnenuntergang. Zu dieser Zeit, wenn die Hitze nicht mehr drückt und der Tageslärm verebbt ist, sind die Einheimischen für einen Plausch am aufgeschlossensten, macht man fast nebenher die größten Geschäfte. Der Stern des Orients strahlt in der Nacht. Doch im Schutze der Dunkelheit wagen sich auch die Handlanger der bewaffneten Banden aus den Bergen bis ins Zentrum der afghanischen Hauptstadt vor. Und die spärlichen Reste der im 5. Jahrhundert errichteten und einst als unüberwindlich geltenden Stadtmauern (Foto links) sind für die weitreichenden „Stinger"-Raketen der Banditen selbst am Tage kein Hindernis. Sowjetische Einheiten stehen deshalb auf weit vorgezogenen Posten Wacht, dem immer barbarischeren Raketenbeschuß Kabuls zu begegnen. Der TASS-Korrespondent Juri Tyssowski und zwei britische Journalisten teilten mit ihnen für 24 Stunden das Kochgeschirr und die Feldunterkunft ...

Tausend- undkeine Nacht

Seit anderthalb Jahren auf gefährlichem Vorposten (Foto oben) • Eine exakte Instruktion als Voraussetzung für die wohlbehaltene Rückkehr in die Einheit (Foto Mitte) • Feuerpause – Zeit, einen Brief in die Heimat zu schreiben (Foto rechts Mitte) • In voller Kampfausrüstung (Foto rechts unten)

Um es gleich vorweg zu sagen: Die Idee, einen ganzen Tag und eine Nacht bei einer sowjetischen Einheit auf Wachtstation vor den Toren Kabuls zu verbringen, stammt von meinem englischen Kollegen Mark Urban und seinem Fotografen John Hughes. Der Militärkorrespondent der Londoner Zeitung „Independent“ hatte in seinen Veröffentlichungen den Weg der „Blowpipe“-Raketen von den Werkstoren in Belfast, wo sie produziert werden, nach Islamabad über die englische Militärbasis in Zypern und über Oman im Persischen Golf verfolgt und dabei auch die Rolle der CIA bloßgestellt, die diese Operation finanziert. Jetzt wollte er sich mit denen unterhalten, die – wie er sagte – „als Soldaten im fremden Land“ Tag für Tag ihr Leben riskieren, damit möglichst wenige der Geschosse ihr teuflisches Ziel erreichen…

Prolog: Keine Teezeit beim Minister

Im Arbeitszimmer von Sayed Mohammad Ghulabzoi ist es auch tagsüber kühl und still. Auf dem Tisch des Innenministers und Mitglieds des Politbüros des ZK der Demokratischen Volkspartei steht der traditionelle afghanische Tee bereit. Der gerade 37jährige Generaloberst – einer der ersten Offiziere der afghanischen Armee, die der DVPA schon vor zwei Jahrzehnten beigetreten sind und dem es die Führung der Partei dann übertrug, das Signal zum Beginn der Aprilrevolution 1978 zu geben – schiebt den Tee aber kurzerhand beiseite. Er breitet dafür eine Karte auf dem Tisch aus, für die mancher sicherlich viele Millionen Afghani zu zahlen bereit wäre: Auf ihr sind alle Wachposten und Verteidigungsanlagen der Sicherheitszonen um Kabul eingetragen.

„Sehen Sie“, sagt der Minister, „das ist der innere Ring, der sich in einer Breite von ungefähr 20 Kilometern um die ganze Stadt herumzieht. Die Mujahedin schießen aus großer Entfernung mit den Raketenladungen in diese Zone hinein. Der Beschuß erfolgt nicht auf bestimmte Ziele, sondern flächenüberstreichend – wodurch in erster Linie friedliche Bewohner getötet werden. Das ist ganz bewußter, offener Terror. Die Banditen wollen Panik erzeugen, unter der Bevölkerung die Überzeugung festigen, daß die jetzige Regierung nicht in der Lage sei, sie zu schützen.“ In Kabul sind in den vergangenen Monaten mehr als 400 Menschen ums Leben gekommen oder verwundet worden. Landesweit hat die bewaffnete Opposition allein zwischen dem 15. Mai und dem 15. Juli rund 3000 Überfälle und nahezu 100 Diversionsakte verübt.

Kann man nicht wenigstens dem Beschuß der Hauptstadt Einhalt gebieten? Der Minister erläutert, daß die Führung der Republik ernsthafte Schritte unternimmt, die Gefahr für Kabul auf ein Minimum zu bringen. „Doch in der Praxis ist das äußerst schwierig. Auf Seiten der ‚Unversöhnlichen‘ ist das komplizierte Relief der Bergregion. Es schafft geradezu ideale Bedingungen für ein unbemerktes Eindringen in die ‚Sicherheitszone‘ und für die Startvorbereitungen der automatischen Raketen, die noch dazu in der Regel nachts erfolgen“, sagt der Minister und zeigt dann auf außerhalb des Rings eingezeichnete, sehr verstreute Markierungen: „Das sind die vorgeschobenen Wachposten, auf die sich eine Art zweiter Ring stützt, der einen Radius von 30 bis 40 Kilometern hat. Aber da wollen Sie ja selbst hin!“

Festung im Swimmingpool und Torte aus Zwieback

Wir verlassen die Stadt im Schützenpanzerwagen, fahren nach Westen. Da wir wissen, daß alle Lebensmittel für die Sowjetarmee aus der UdSSR herangeschafft werden, haben wir uns zuvor auf dem Markt mit zwei gewaltigen Zuckermelonen einheimischer Herkunft eingedeckt – eine „Präventivmaßnahme“, wie man im Militärischen sagt, die uns später noch sehr zugute kommen soll…

Längs der Straße brodelt das Leben in den unzähligen Lädchen und Werkstätten, doch als die Chaussee in die bebauten, mit Terrassen und Pflanzungen immer spärlicher bedeckten Hügel hinaufklettert, wird sie zusehends leerer. Nach rund zwanzig Minuten stehen wir fast allein auf dem Bergsattel, von dem aus der Blick auf Kargha und das Paghmaner Hochland frei wird. Nicht von ungefähr hatten sich die königliche Familie und die afghanische Aristokratie dereinst den Ort Paghman als Sommerresidenz auserkoren. Diese herrliche Oase ist von drei Seiten durch Berge umgeben und hat einen Zugang direkt zur Hauptstadt. Wem nur mag es aber in den Kopf gekommen sein, hier in einer Höhe von 2600 Metern über dem Meeresspiegel ein Schwimmbassin zu bauen? Die Konstruktion des Betonzylinders mit einem Durchmesser von rund 75 Metern erweist sich jetzt allerdings für einen anderen Zweck als sehr nützlich: Sie wurde in eine gewaltige Bastion umgewandelt, die auch einen direkten Raketenbeschuß nicht zu fürchten braucht. Das also ist der „Posten Nr. 31“ auf der Karte des Ministers…

Ringsum sind Schützengräben ins Berggestein getrieben, in Richtung Paghman blickt die Schießscharte des Kommando- und Beobachtungsstandes, der mit ausgeklügelter Aufklärungs- und Nachrichtentechnik ausgerüstet ist. Etwas unterhalb stehen zwei Haubitzen, rechts und links in die Erde versenkte Panzer mit auf die Berge gerichteter Bewaffnung und ein Schützenpanzerwagenpaar, auf denen unsere Jungs mit Helmen und Panzerwesten sitzen und besonders gefährliche Abschnitte mit dem Feldstecher absuchen.

Unten im Tal durchkämmt gerade eine afhganische Einheit die Grünzonen nach den dort von Zeit zu Zeit immer wieder eindringenden Duschmanen. Am südlichen Rande von Kargha umschwärmen die verschwindend kleinen Figuren der Soldaten ihre Schützenpanzerwagen, zweihundert Meter weiter schießen „Katjuschas“ ihre Ladungen auf ein fünfzehn Kilometer entferntes Ziel, wo nach Angaben der Aufklärung die Rebellen ihre Raketen konzentriert haben sollen. In diesem Augenblick kommt die Meldung, daß der sowjetische Vorposten im Tal beschossen worden ist, und in Windeseile werden die Haubitzen in Stellung gebracht. Eine ohrenbetäubende Explosion, dann das singende Geräusch der davonjagenden Geschosse, und zehn Sekunden später steigen am äußersten Rande der Grünzone rote Feuerbälle auf.

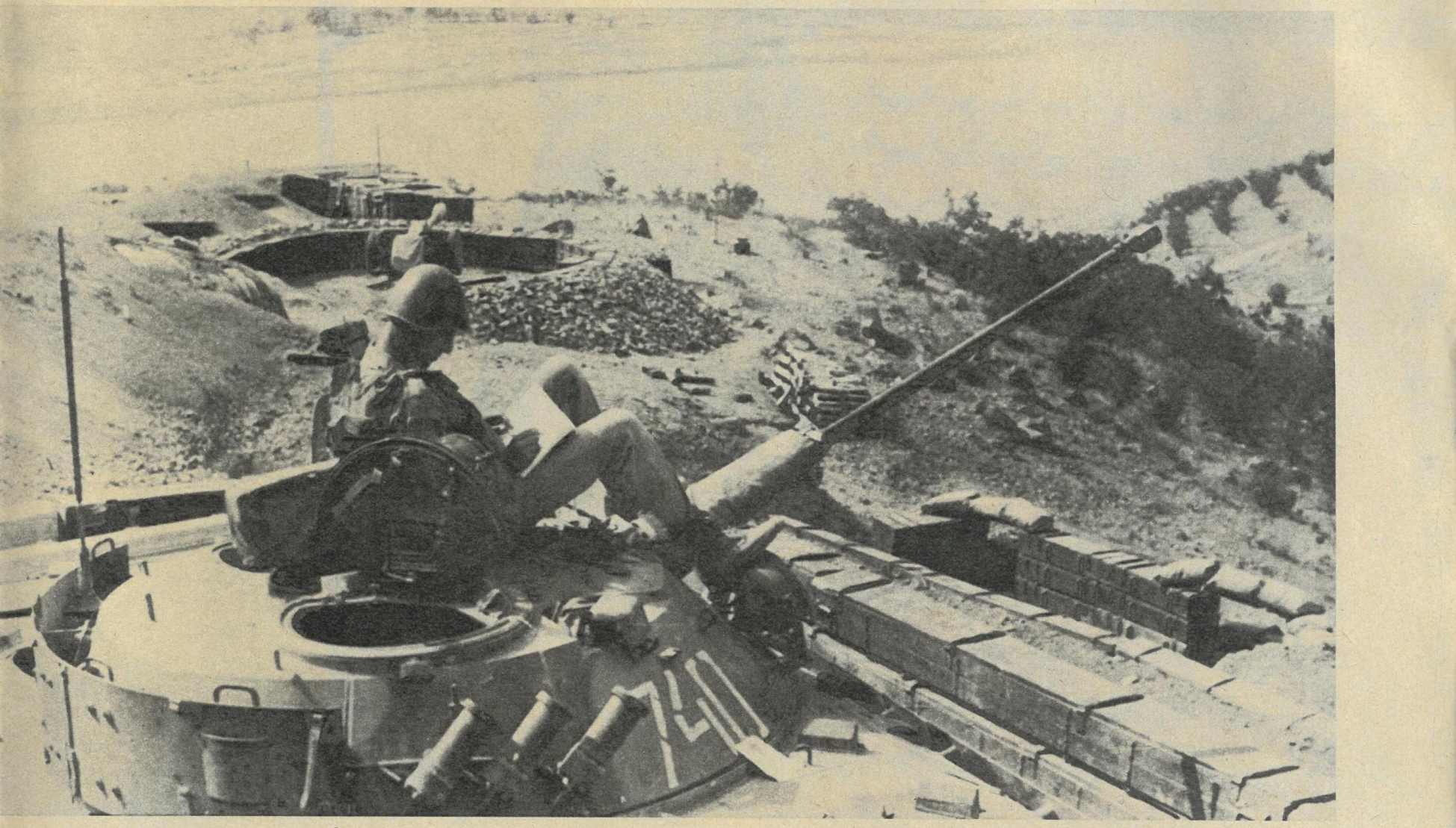
„Zu unserer Aufgabe gehört“, erklärt Oberleutnant Slawa Sarajew, der amtierende Kommandeur der Wacheinheit, „die Raketenbeschüsse Kabuls zu unterbinden, indem wir die Positionen unter Feuer nehmen, von denen ein solcher Abschuß möglich ist. Und wenn den Banden doch ein solcher Start gelingt, müssen wir das Feuer auf die Abschußstelle spätestens in zwei Minuten erwidert haben. Das erfordert ständige Kampfbereitschaft, rund um die Uhr. Für die Jungs, die schon anderthalb Jahre ohne Urlaub und Ausgang hier sind, eine doppelte Belastung: gewissermaßen tausend Tage und keine Nacht.“

Doch an diesem Abend ist eine Feier angesagt: Der 20jährige Walera Tscherpurny, ein hübscher und hochgewachsener Bursche aus dem Dorf Warwa im Tschernigorsker Gebiet, hat Geburtstag. Bei der Überführung der Kolonne war bei Garni der Panzer des jungen Kommandeurs in Brand geschossen worden – er sprang als letzter raus; jetzt versteckt er schamhaft die verbrannten Hände unter dem Tisch. Auf der Festtafel brillieren die Wunder soldatischer Improvisierkunst: eine aus Zwieback und Kondensmilch gefertigte Torte, bescheidene Geschenke der Freunde wie Marmelade, Fruchtsäfte, Konfekt – gekauft bei dem mobilen Armeeladen, der ab und an hierherkommt. Dankbar werden auch unsere Melonen angenommen …

Epilog: „… ein verdammt menschliches Gesicht!“

Mark Urban will wissen, wonach die jungen Kämpfer am meisten Sehnsucht haben, was sie lesen und welche Kriminalromane westlicher Autoren ihnen am besten gefallen. Ihnen fehlen die Familien, die Mütter, antworten die Jungs. Nur einer sagt ganz leise, daß er sich nach einem Mädchen sehne. Was das Lesen angeht, so schmeicheln sie Mark offenbar sehr, als sie den Namen der Königin der Kriminalliteratur nennen: Agatha Christie.

Am Morgen des nächsten Tages müssen wir in die sicherere Stadt zurück. „Weißt du“, sagt John zu mir, „ich habe noch nie sowjetische Soldaten so nahe aufnehmen können. Sie haben ein verdammt menschliches Gesicht…“ Und Mark und ich sind sich als „Militärspezialisten“ einig, daß es ein wirkliches Ende des Blutvergießens nur durch eine politische Lösung, die nationale Aussöhnung des afghanischen Volkes geben kann.



Text und Fotos: Ju. Tyssowski, Bearbeitung: D. Pätzold, Farbaufnahmen: V. Billeb

Nimmt Wassili Gromow (Foto unten) den Feldstecher zur Hand, dann wissen die Mitglieder der Kooperative, der Chef geht auf Gütejagd. Überprüft peinlich genau, vom Boden aus, was in luftiger Höhe an Qualität passiert. Seine Kooperative hat sich spezialisiert auf das Abdichten von Baufugen an Hochhäusern. Sie füllt damit eine riesige Bedarfslücke aus. Auch die Mitglieder der Kooperative „Starkis“ (Foto links) dichten ab, die Dächer. – Kooperativen in der Sowjetunion, über 20 000 gibt es mittlerweile davon. FREIE WELT berichtet über eine von ihnen, die ...

Störche aus Riga

Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Bernd Siegmund (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Anatoli Paschkow, 50, erklärt uns die Sache so: „Die Stadt hat Häuser. Die Häuser haben Dächer. Die Dächer haben Löcher. Und wir? Wir machen sie zu.“

Wir sitzen in einem kleinen, ungemütlichen Raum inmitten der großen Stadt Riga. Blinde Fensterscheiben, die auf den Hinterhof schauen, nichts Repräsentatives, ein paar Stühle nur und ein alter Schreibtisch. Darauf ein Telefon. Es hört auf die Nummer 274 418. Und meldet sich unentwegt zu Wort. An den Wänden des Raumes Fotos. Bürgerhäuser mit und ohne Hut, Altstadt-Türme, deren Dächer geliftet wurden, Reverenzen allesamt. Sie sprechen für Anatoli Paschkow, den Direktor der Dachdecker-Kooperative „Starkis“.

Der gewinnbringende Widerspruch

Als die Kooperative vor einem Jahr gegründet wurde, war sie ein reines Familien-Unternehmen: Vater, Mutter, Sohn. Die Geburt verlief unter schweren Wehen. Anatoli Paschkow drückt das so aus: „Auch in Riga gehören Behördengänge nicht unbedingt zu den angenehmsten Seiten des Lebens.“

Sagen wir es deutlich: Obwohl die Kooperativ-Bewegung eine vom Gesetz beschlossene Kraft war und ist, schlugen Paschkow hier und da Mißtrauen und Unverständnis entgegen.

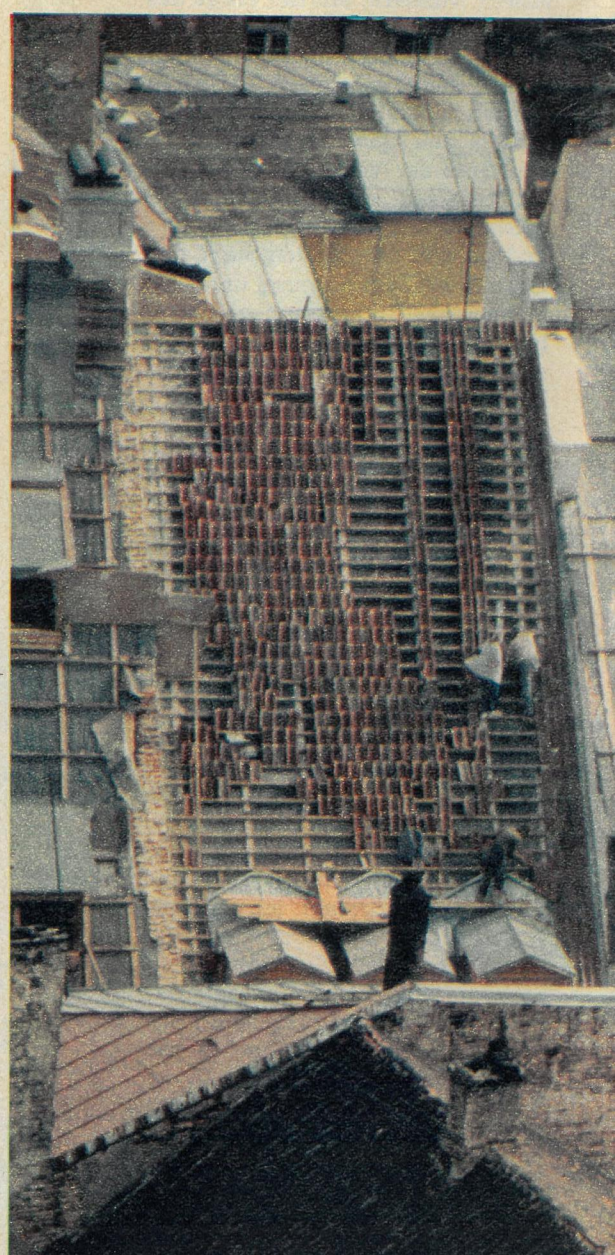
Diese Reaktion sollte uns nicht allzusehr wundern. Mit der Frage des Genossenschaftswesens hat sich schon Lenin herumgeschlagen. In einer seiner letzten Arbeiten schrieb er, daß der Sozialismus gerade in den Genossenschaften „jenen Grad der Vereinigung der Privatinteressen, der privaten Handelsinteressen, ihrer Überwachung und Kontrolle durch den Staat, den Grad ihrer Unterordnung unter die allgemeinen Interessen“ gefunden habe, „der früher für viele, viele Sozialisten einen Stein des Anstoßes bildete ...“

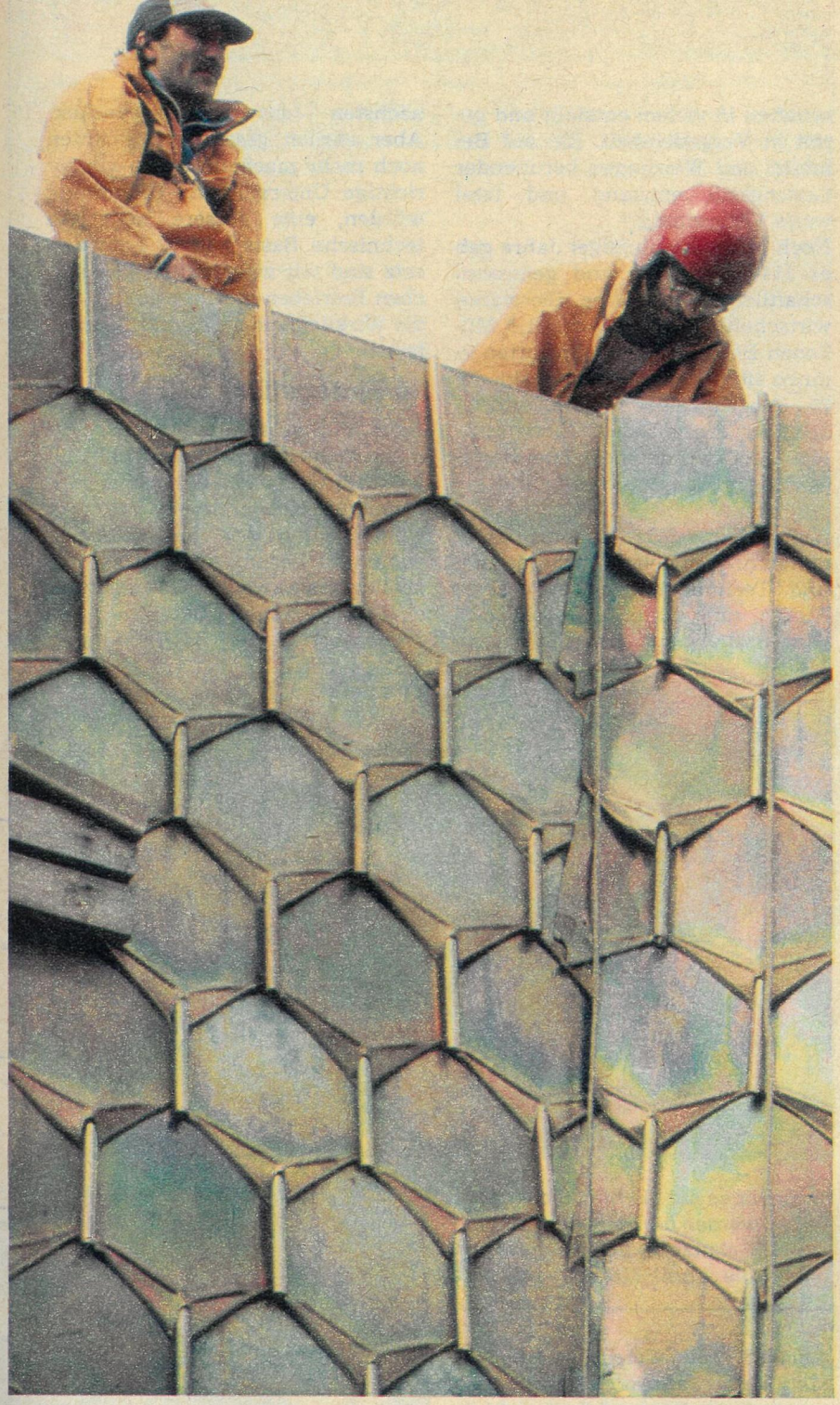
Exakt über diesen „Stein des Anstoßes“ ist der gelernte Dachdecker Anatoli Paschkow bei der Geburt der Kooperative einige Male behördlich gestolpert. Aus der Bahn geworfen hat ihn das nicht. Denn er wußte, was er wollte. Hatte eine gesellschaftliche Bedarfslücke entdeckt, in die er persönlich hineinpaßte. Und, wie sich zeigen sollte, für beide Seiten mit Gewinn.

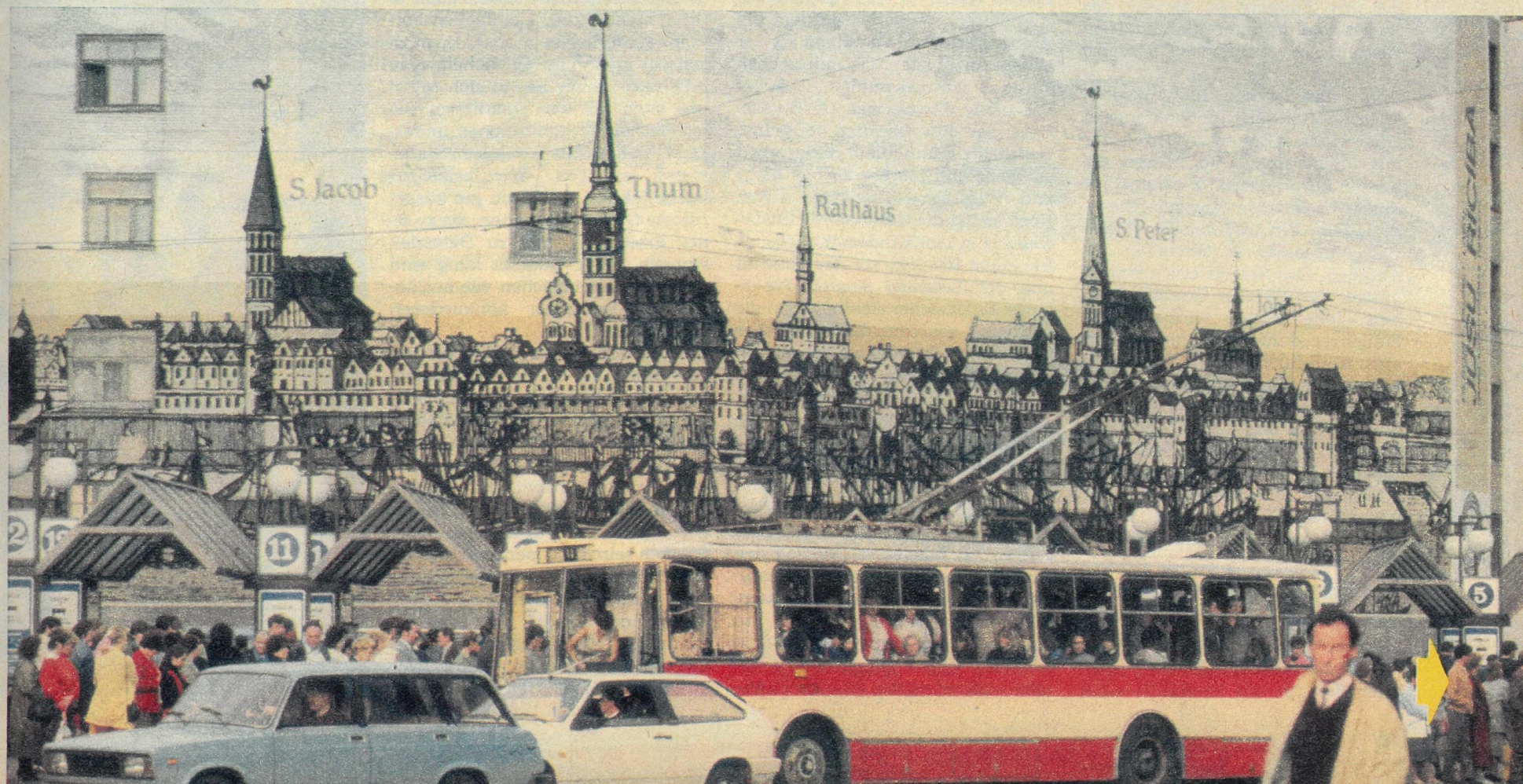
Das sind seine Motive: „Ich habe jahrelang auf dem Bau gearbeitet. Fassaden verputzt, gemauert, doch als Dachdecker... Was gibt es bei modernen Häusern schon zu dekken? Ein paar Platten rüber und fertig. Ehrlich gesagt, ich fand die Arbeit ziemlich eintönig. Als das Gesetz über die Kooperativen herauskam, habe ich mir gesagt: Das ist deine Chance. Und meine Frau, die den gleichen Beruf hat wie ich, dachte nicht anders. Überall in der Stadt gibt es wunderschöne, interessante alte Häuser. Aber nur we-

Störche aus Riga

Über den Dächern von Riga – Arbeitsplatz der Spezialisten der Baukooperative „Starkis“. Die gelernten Bergsteiger sparen der Kooperative teure und zeitaufwendige Rüstarbeiten. Die Metallschindeln, die sie verarbeiten, gewinnen sie aus Abfällen. Die Baufachleute leisten auch bei der Errichtung und Projektierung von Eigenheimen und Wochenendhäusern kooperative Hilfe. Im Rigaer Straßenbild: immer wieder Dächer, selbst auf der Stadtansicht am Bauzaun (Foto unten rechts) im Zentrum der lettischen Hauptstadt.






S. Jacob
Thum
Rathaus
S. Peter

Störche aus Riga

nige Menschen, die sie fachgerecht reparieren können…“

In Ehren grau werden auf dem Bau? Nein, Anatoli Paschkow wollte sich einfach nicht mehr damit abfinden, wollte sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Zehntausend Rubel Kredit nahm der frischgebackene Vorsitzende Anatoli Paschkow auf. Vater Staat lieh sie ihm zu günstigen Konditionen. Ein halbes Prozent Zinsen, die Gesamtsumme rückzahlbar in zehn Jahren. Dafür wurden Dachziegel gekauft und verzinkte Blechschindeln, Werkzeuge, ein alter, unfallgeschädigter Lastkraftwagen, an Gehaltszahlungen für Vater, Mutter, Sohn war in den ersten Monaten nicht zu denken. Aber Arbeit gab es genug.

Die gelieferte Qualität sprach sich herum. Und brachte noch mehr Arbeit. Das sprengte schnell den Rahmen des Familien-Unternehmens. Heute hat die Kooperative elf Mitglieder. Und Filialen in Leningrad und Suchumi. Man hat sich spezialisiert. Auf alte, historische Dächer, komplizierte Formen. Die ganze Rigaer Innenstadt ist voll davon. Geldprobleme gibt es keine mehr. Und auch für den Kredit wird man keine zehn Jahre brauchen.

Warum das so ist?

„Wir sind billig“, sagt Anatoli Paschkow. „Und das lassen wir uns teuer bezahlen.“

Dieser Satz muß erklärt werden.

Zwischen Himmel und Erde, angeseilt wie Alpinisten, so arbeiten die Dachdecker der Kooperative „Starkis“ an der Häuserwand. Ohne Gerüst, ohne Netz und doppelten Boden, Dachdecker oder Bergsteiger, Bergsteiger oder Dachdecker, sie hängen am chemieseidenen Faden, der ihre Rüstung ist. Meister des Sports sind darunter, ambitionierte Kletterer, junge Burschen, allesamt ausgesucht.

Denn das ist die Idee. Anatoli Paschkow erklärt an den Fingern einer Hand: „Erstens arbeiten wir nur alpinistisch. Und sparen die Kosten fürs Gerüst. Zweitens benutzen wir überwiegend Blechschindeln. Ein traditionelles Material. Wir lassen es herstellen aus Abfällen. Das kommt uns zehnmal billiger. Bei gleicher Qualität. Drittens: Jede Minute wird genutzt. Faulenzer dulden wir nicht. Viertens: Kein Buchhalter, keine Sekretärin hat je unsere Räume gesehen. Die notwendige Bürokratie machen meine Frau und ich selber. Und fünftens…“ Anatoli Paschkow reckt den Daumen in die Höhe: „Diese vier Billigmacher lassen wir uns gut bezahlen.“

Der gewinnbringende Widerspruch!

Ein Tropfen auf den heißen Stein

„Starkis“ heißt Störche. In einem Ort hinter Jurmala decken die Rigaer Störche das Steildach eines Kulturhauses. 1700 Quadratmeter Fläche… Auftraggeber ist der örtliche Sowchos. Material: Blechschindeln. Der ausgehandelte Vertrag: 50 000 Rubel. Kalkulierte Selbstkosten: 28 000 Rubel. Bleiben 22 000 Rubel, abzüglich der Steuern. So geht das.

Zwei Mann der Kooperative arbeiten dort. Spezialisten, die rentabel zu Werke gehen. Vier Wochen haben sie zu tun. Leistung zahlt sich aus. Ihr Monatsverdienst kann sich sehen lassen, 1700 Rubel. Aber es ist eine Schinderei. Die Männer nehmen es gerne auf sich.

Was würde ein staatlicher Betrieb an Kennziffern auf die Waagschale legen?

Anatoli Paschkow zuckt mit den Schultern. „Für dieses Dach? Ich werde Ihnen etwas sagen: Ohne ausgebildete Bergsteiger, da müßten erst einmal mindestens zwei Betriebe heran. Ein Betrieb, der das Gerüst hochzieht, und einer, der das Dach deckt. Die beiden terminlich unter einen Hut zu bekommen, ist schon schwer. Aber nehmen wir an, das klappt. Dann würden mit Sicherheit doppelt soviel Arbeiter dreimal soviel Zeit brauchen. Und den Sowchos doppelt so viel Geld kosten. Mindestens doppelt so viel, obwohl jeder einzelne Arbeiter, ob er sich nun müht oder nicht, nicht mehr als 200 Rubel im Monat verdient.“

Gestehen wir Anatoli Paschkow ruhig das Recht zu, ein wenig zu übertreiben. Wir kennen nicht die Meinung des staatlichen Betriebs. Den Finger jedenfalls, den hat er auf der Wunde.

Die Kooperative, eine Wirtschaftskraft, die neben der staatlichen ihren Platz und ihre Aufgaben findet. Zudem sollen sie sich gegenseitig stimulieren, anstacheln in dem Bestreben, bessere Leistungen als der andere anzubieten. Da müßte doch etwas herauskommen, meint Paschkow. Etwas, was die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt. Denn einzig und allein darum geht es. Mehr und bessere Waren, mehr und bessere Dienstleistungen. Noch steckt die Genossenschaftsbewegung in den Kinderschuhen.

Bei allem Respekt vor der Tatkraft und der Leistung Anatoli Paschkows: Es ist sicher richtig, wenn die „Prawda“ schreibt, daß das bisher Erreichte nichts weiter sei als ein „Tropfen auf den heißen Stein“. Aber es gibt diesen Tropfen wieder. Jahrzehntelang war der Hahn zugedreht.

Dabei haben die Genossenschaften in der Sowjetunion eine lange Tradition, wie Akademiemitglied Leonid Abalkin feststellt. „In den 20er Jahren“, so schrieb er, „vollzog sich eine stürmische Entwicklung zahlreicher Formen von Genossenschaften in der Produktion, im Handel, in der Versorgung und im Absatz… später jedoch wurde Lenins Auffassung von den Genossenschaften in vielem entstellt und geriet in Vergessenheit. Ein auf Befehlen und Weisungen beruhender Leitungsstil entstand und fand weite Verbreitung.“

Noch Mitte der fünfziger Jahre gab es 114 000 private und genossenschaftliche Werkstätten. Sie waren wirtschaftlich eine Macht. 1,6 Millionen Beschäftigte produzierten in ihnen 40 Prozent der Möbel, um die 70 Prozent des Metallgeschirrs, über 43 Prozent der Obertrikotagen. 1960 wurde die letzte Handwerksgenossenschaft endgültig geschlossen.

Nun also ihre Wiedergeburt. Unter anderen Vorzeichen. Wissenschaft und Technik haben sie gesetzt. Nicht umsonst sagte Michail Gorbatschow auf dem IV. Unionskongreß der Kolchosbauern im März dieses Jahres: „Wir dürfen die genossenschaftliche Arbeit nicht in ihren alten, oft sehr einfachen Formen wiederbeleben, sondern müssen ein modernes, auf hohem Kulturniveau stehendes, in sich selbst wie auch mit den staatlichen Betrieben und Organisationen umfassend integriertes Genossenschaftswesen schaffen. Wir brauchen hocheffektive, technisch gut ausgerüstete Genossenschaften, die zu einer Produktion und zu Dienstleistungen hoher Qualität fähig sind und mit einheimischen wie ausländischen Betrieben konkurrieren können.“

Theorie und Praxis… Noch ist da eine Kluft. Sie ist nicht zu übersehen. Wie schnell sie sich schließt, hängt von allen ab. Vom sozialistischen Leiter im Großbetrieb wie in der Genossenschaft. Und natürlich von der Staatsmacht, die gesetzliche Weichen stellt. Anatoli Paschkow, der uns so überzeugend die Stärken seiner Kooperative geschildert hat, hält auch mit den Schwächen nicht hinter dem Berg. „Über mangelnde Arbeit“, so sagt er, „kann ich nicht klagen. Das Auftragsbuch ist voll. Für rund zwei Millionen Rubel werden wir im nächsten Jahr Dächer decken. Aber ehrlich gesagt, wir könnten noch mehr machen. Wenn wir die richtige Unterstützung bekommen würden, eine bessere materiell-technische Basis hätten. Laut Gesetz sind wir zwar mit den staatlichen Betrieben gleichgestellt. Doch die Wirklichkeit, sie hinkt noch hinterher.“

14 Eintagsfliegen

Auch im Stadtkomitee von Riga ist man kooperativ. Oleg Michailowitsch Iwanow ist der Leiter der Abteilung Kooperativen. Von ihm wollten wir wissen: wer, wie, was, wann und warum. Also… Oleg Michailowitsch, wer darf eigentlich eine Kooperative gründen?

Jeder über 16, der die Befähigung

Bevor es auf die Steildächer geht werden die vorgeschriebenen Schutzmaßnahmen getroffen, die Arbeitskleidung angelegt.

dazu hat. Es müssen mindestens drei Gründungsmitglieder sein. Sie werden beim zuständigen Sowjet registriert.

Welche Papiere brauchen sie?

Kein anderes als einen Gesellen- oder Meisterbrief.

Eine Kooperative gründen ist ein ziemlicher Sprung ins Wasser. Wie werden die Mutigen vorbereitet?

Wir haben wöchentlich einen Empfangstag. Da führen wir mit ihnen ein demokratisches Gespräch. Es ist eine Art Konsultation. Über juristische Fragen, über organisatorische...

Wieviel Kooperativen gibt es in Riga?

Der Stand vom 1. September: 143 Baukooperativen, 40 beschäftigen sich mit der Produktion und dem Verkauf von Industriewaren, 59 handeln mit landwirtschaftlichen Waren, 59 betreiben Cafés oder Schaschlykstände. Dann gibt es 11 wissenschaftliche Kooperativen, 10 medizinische, 13, die wir unter dem Titel Sport und Genesung führen, 12 kümmern sich um den Transport von Lasten und 397 befassen sich mit dem Nahverkehr.

Wieviel Kooperativen haben das Handtuch geworfen?

Vierzehn waren es in Riga. Eintagsfliegen sozusagen.

Und der Grund?

Sie konnten nicht wirtschaften. Oder ganz anders gesagt, sie hatten die Anforderungen unterschätzt, die nötig sind, um eine Kooperative zu leiten. Sie waren der Aufgabe nicht gewachsen, ihre Vorstellungen waren falsch.

Wie werden Kooperativen besteuert?

Eine schwierige Frage... Wie Sie wissen, ist die Gesetzesvorlage, die der Minister der Finanzen vorlegte, vom Obersten Sowjet zurückgewiesen worden. Der Gesetzgeber wurde scharf kritisiert, weil die Vorlage ohne vorherige öffentliche Diskussion angenommen wurde. Zweitens waren sich Wirtschaftsexperten und Genossenschaftler darin einig, daß die vorgeschlagene hohe Besteuerung der genossenschaftlichen Einkünfte, vorgesehen waren bis zu 90 Prozent, die junge Bewegung im Keim ersticken würde.

Wie verfährt man jetzt?

Wir erwarten das neue Gesetz. Gegenwärtig werden Kooperativen wie staatliche Betriebe besteuert.

Welchen Anteil haben die Kooperativen an der Volkswirtschaft, ist schon ein Wetteifern spürbar?

Nein, leider nicht. Und ihr Anteil an der Volkswirtschaft beträgt noch kein Prozent. Das wird sich in den nächsten Jahren ändern.

Man hört auch viel Negatives über die Kooperativen. Von Spekulanten, von unlauteren Mitteln...

Es gibt Kooperativen, die selbst nichts erarbeiten, die eine Handelsfunktion ausfüllen, die Waren verteilen und dadurch zur besseren Versorgung der Bevölkerung beitragen. Naja, ein paar schwarze Schafe allerdings verderben den Ruf. Einige kaufen staatliche Waren auf, horten sie, sorgen für ein Defizit, um teuer zu verkaufen.

Was tut der Staat dagegen?

Wenn es sich eindeutig um kriminelle Delikte handelt, gehen wir mit gerichtlichen Mitteln dagegen vor. Das ist selbstverständlich. Das lassen wir uns nicht bieten. Aber wie gesagt, es sind nur wenige. Andererseits versteht auch ein großer Teil der Bevölkerung die Kooperativ-Bewegung noch nicht. Das schafft insgesamt keine gute Atmosphäre. Sachliche Information ist einfach notwendig.

Kein Wunder

Anatoli Paschkow, der Direktor der Dachdecker-Kooperative „Starkis", hat große Pläne. Er träumt von weiteren Niederlassungen seiner Firma in Tbilissi und Vilnius, in Moskau und Kiew... „Zur Zeit sind gerade drei junge Burschen aus Vilnius hier bei uns zur Lehre", erzählt er. „Hobby-Alpinisten, wir bringen ihnen das Dachdecken bei. Es ist nicht leicht, geeignete Leute zu finden. Außerdem bin ich auf der Suche nach einem Kunstwissenschaftler, denn in Zukunft wollen wir nicht nur alte Häuser neu decken, wir wollen kulturhistorisch wertvolle regelrecht restaurieren. Da muß alles stimmen, der Stil, das Material..." Die kooperativen Störche aus Riga wollen hoch hinaus. Bei Störchen ist das kein Wunder!

Im nächsten Heft:

Lastenträger im Anflug

Mi-26, der Herkules unter den sowjetischen Hubschraubern, im Einsatz auf den sibirischen Bohrfeldern. FREIE WELT-Reporter flogen mit.

Foto: V. Billeb

Dörrt uns eines Tages die Sonne aus?

Seit einigen Jahren warnen Wissenschaftler vor Veränderungen in der Ozonschicht, die uns vor schädlichen Sonneneinstrahlungen schützt.

Krönung zum Kaiser

... der Chinesen mit drei Jahren (1908), im Alter ein Chinese unter Millionen: In seinem aufsehenerregenden und mit renommierten Preisen bedachten Film „Der letzte Kaiser" folgt Bernardo Bertolucci dem atemberaubenden Lebensweg des Pu Yi.

Foto: Progress

Neue Rücktitelserie

In einer sechsteiligen Folge macht FREIE WELT mit einigen der schönsten Märchen von Völkerschaften bekannt, die den Kaukasus bewohnen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Geist in Erz und Gestein

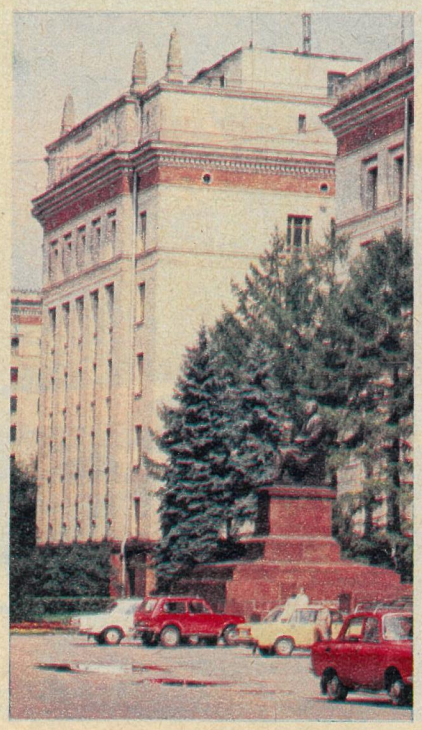
Denkmäler für Wissenschaftler in Moskau: Mendelejew (6)

Die geträumte Entdeckung

„Mendelejeff ... hat sich zunächst verdient gemacht durch eine umfassende Bestimmung des spezifischen Gewichts von Alkoholwassermischungen, trat aber erst in den Vordergrund durch die Aufstellung des periodischen Systems der Elemente" heißt es in der Laudatio zur Wahl dieses bedeutenden russischen Chemikers 1900 in der Berliner Akademie. Im selben Jahr nahm Mendelejew in Berlin an der 200-Jahr-Feier der Gelehrten-Gesellschaft teil. Hier traf er auch seinen Freund Clemens Winkler, den er schon 1894 in Freiberg besuchte. Winkler hatte 1886 nach Mendelejews Voraussagen das Element Germanium entdeckt und damit einen wichtigen Beweis für die Richtigkeit des Periodensystems geliefert. Den Ruhm seiner großen Entdeckung mußte sich Mendelejew mit dem deutschen Chemiker Lothar Meyer teilen, der in Eberswalde und Tübingen wirkte. Um einen Prioritätsstreit zu vermeiden, verlieh die Londoner Royal Society 1882 beiden die Goldene Davy-Medaille. Mendelejew, der sich jahrelang intensiv mit einer sinnvollen Systematisierung der Elemente beschäftigt hatte, soll deren richtige Anordnung im Schlaf bewußt geworden sein.

Das gußeiserne Sitzbildnis Mendelejews entstand 1953 (von A. O. Bembel) und steht vor der Chemischen Fakultät der Lomonossow-Universität auf den Leninbergen.

Text: Utz Hoffmann, Fotos: Volkmar Billeb



Preisfrage:

Wann entdeckte Mendelejew das Periodensystem der Elemente? Antworten bitte auf einer Postkarte bis 23. 11. 88 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

So war es richtig in Heft 21/88:

Der biochemische Vorgang bei der Pflanze heißt Photosynthese. Es gewannen: 100 M – K. Michalk, Zittau; 75 M – A. Schreiter, Annaberg-Buchholz; je 50 M – M. Streller; Schkeuditz; M. Hoppe, Greifswald; S. Leipnitz, Templin.